

Technical and Bibliographic Notes / Notes techniques et bibliographiques

The Institute has attempted to obtain the best original copy available for filming. Features of this copy which may be bibliographically unique, which may alter any of the images in the reproduction, or which may significantly change the usual method of filming, are checked below.

L'Institut a microfilmé le meilleur exemplaire qu'il lui a été possible de se procurer. Les détails de cet exemplaire qui sont peut-être uniques du point de vue bibliographique, qui peuvent modifier une image reproduite, ou qui peuvent exiger une modification dans la méthode normale de filmage sont indiqués ci-dessous.

Coloured covers/
Couverture de couleur

Coloured pages/
Pages de couleur

Covers damaged/
Couverture endommagée

Pages damaged/
Pages endommagées

Covers restored and/or laminated/
Couverture restaurée et/ou pelliculée

Pages restored and/or laminated/
Pages restaurées et/ou pelliculées

Cover title missing/
Le titre de couverture manque

Pages discoloured, stained or foxed/
Pages décolorées, tachetées ou piquées

Coloured maps/
Cartes géographiques en couleur

Pages detached/
Pages détachées

Coloured ink (i.e. other than blue or black)/
Encre de couleur (i.e. autre que bleue ou noire)

Showthrough/
Transparence

Coloured plates and/or illustrations/
Planches et/ou illustrations en couleur

Quality of print varies/
Qualité inégale de l'impression

Bound with other material/
Relié avec d'autres documents

Continuous pagination/
Pagination continue

Tight binding may cause shadows or distortion along interior margin/
La reliure serrée peut causer de l'ombre ou de la distorsion le long de la marge intérieure

Includes index(es)/
Comprend un (des) index

Title on header taken from:/
Le titre de l'en-tête provient:

Blank leaves added during restoration may appear within the text. Whenever possible, these have been omitted from filming/
Il se peut que certaines pages blanches ajoutées lors d'une restauration apparaissent dans le texte, mais, lorsque cela était possible, ces pages n'ont pas été filmées.

Title page of issue/
Page de titre de la livraison

Caption of issue/
Titre de départ de la livraison

Masthead/
Générique (périodiques) de la livraison

Additional comments:/
Commentaires supplémentaires:

This item is filmed at the reduction ratio checked below/
Ce document est filmé au taux de réduction indiqué ci-dessous.

10X	12X	14X	16X	18X	20X	22X	24X	26X	28X	30X	32X
<input type="checkbox"/>	<input checked="" type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>									

Weymachten.



Z u n d s c h a u



Vom Berge Karmel.

2. Jahrgang.

Dezember 1898.

Nummer 3.

Kirchen - Hymnus.

(Von Coelius Sedulius gedichtet um's Jahr 405.)



om Aufgang bis zum Niedergang
Bring' Alles frohen Lobgesang
Dem göttlichen Befreier dar,
Den uns Maria heut gebar.

Der ew'ge Schöpfer dieser Welt
Erniedrigt sich zum Knecht, und stellt
Als Mensch den Menschen wieder her,
Der ewig sonst verloren wär'.

Bei einer Jungfrau keusch und rein
Kehrt Gottes Huld und Gnade ein;
Und sie, die keinen Mann erkannt,
Empfängt das theuerste Himmelspfand.

Zum Tempel Gottes eingeweiht,
Trägt sie den Herrn der Herrlichkeit
In ihrem unbefleckten Schooß;
O wunderbares Gnadenloos.

Sie hat das Kind an's Licht gebracht,
Das Gabriel vorhergesagt,
Das schon Johannes froh erkannt,
Eh' er des Lebens Licht empfand.

Er wählt die Krippe ohne Scheu,
Zum Lager dienet ihm das Heu ;
Und der dem Vogel Nahrung schenkt,
Wird selbst als Kind mit Milch getränkt.

Hoch freuet sich der Engel Chor,
Laut schallt ihr Lobgesang empor ;
Den Herrn und Hirten der Natur
Preist auch der Hirte auf der Flur.

Gekommen ist des Lebens Licht,
Nacht ist entflohn und Tod besiegt.
Kommt, Völker, glaubt dem Freudenwort:
Geboren ist der Menschen Hort.

Lob sei dir, der Jungfrau Sohn !
Vater dir auf höchstem Thron !
Du, des Sohn's und Vaters Geist,
Sei in Ewigkeit gepreist.



Leben und Wunder des Heiligen Karmeliten Albert von Sicilien.

Von Rev. Et. Nitz, O. C. C.

(Fortsetzung.)

5. Kapitel.

Albert wird zum Priester geweiht. — Er
nimmt das Provinzialat an.

Die der Stolz und die Hoffahrt der Ursprung aller Sünde ist, so ist die Demuth das Fundament jeglicher Tugend. Um uns diese Tugend zu lehren, ist Jesus Christus vom Himmel herabgestiegen, wurde er in einem Stalle von armen Eltern geboren, war er der Gottessohn seinen Geschöpfen unterthan und verbemüthigte er sich sogar bis zum Tode, ja bis zum Tode am Kreuze. Und unsere liebe Mutter Maria ist gewürdigt worden, die Mutter Gottes zu werden, weil sie überaus demüthig war. „Siehe von nun an werden mich selig preisen alle Geschlechter, denn der Herr hat angesehen die Niedrigkeit seiner Magd!“ Die wahre Heiligkeit kann nur bestehen, wenn sie auf dem Fundamente der Demuth aufgebaut ist und ohne Demuth und Selbsterniedrigung, wird die künstlich aufgebaute Heiligkeit wie ein Kartenhaus zusammenstürzen. Dem Heiland, der da gesagt hat: „Lernet von mir, denn ich bin sanftmüthig und demüthig von Herzen!“ sind alle Heiligen nachgefolgt und auch Albert machte davon keine Ausnahme. Obschon sein ganzes Sinnen und Trachten stets auf die Ausübung der Tugend gerichtet war, so fürchtete er doch, nicht genug zu thun. Darum hatte er eine sehr niedere Meinung von sich selbst, er hielt sich für den ärmsten an Tugenden, den elendsten des Klosters, den unwürdigsten aller Menschen.

Mittlerweile war Albert zu dem Alter herangewachsen, wo seine Obern daran dachten, ihn die Priesterweihe ertheilen zu lassen. Als man ihn davon in Kenntniß setzte, bat er unter Thränen, man solle von diesem Verlangen absehen, da er für das Amt ganz und gar un-

tauglich und unwürdig sei. Jedoch er fürchtete, daß er durch seine Weigerung sich gegen den Gehorsam verfehlen werde und andererseits fürchtete er, durch sein Nachgeben sich den Unwillen Gottes zuzuziehen, welcher von denen, die dieses heilige Amt empfangen, verlangt, daß sie ganz rein und reich an Verdiensten seien. Da sein Oberer ihm vorstellte, daß er als Priester viel mehr zum Heile des Nächsten thun könne, meinte er, er thäte ja gern alles mögliche für seine Mitmenschen, aber ohne die Priesterwürde, da seine Fehler ihn davon abhielten, sich dem heiligen Altare zu nahen. Jedoch je mehr Albert sich bemühte, seine Vorgesetzten von ihrem Entschlusse abzubringen, desto mehr sahen diese, wie überaus würdig er sei, da seine Tugenden besonders seine Demuth jetzt nur heller hervorleuchteten. Deshalb ließ sich der Pater Provinzial nicht länger halten und befahl Albert, unter dem Gehorsam, sich die heiligen Weihen ertheilen zu lassen. Zu diesem Bescheide neigte er endlich das Haupt und voll Furcht und Bittern ließ er sich jetzt dem Erzbischof von Messina zur Weihe vorstellen. Dieser hatte schon von ihm gehört und ermunterte ihn, ohne Furcht die heiligen Weihen zu nehmen. Aber dies diente nur dazu ihn noch ängstlicher zu machen, in dem Gedanken, daß doch nur Gott allein die innern Fehler sieht, die oft dem schärfsten Blicke der Menschen umgehen. Gott wollte, daß dieses Licht auf den Leuchter gestellt werde, und so mußte er die Weihen empfangen wie sein Oberer ihm befohlen hatte.

Die Tage, welche zwischen seiner Priesterweihe und der ersten heil. Messe lagen, brachte Albert fast beständig im Gebete vor einem Bilde des Gekreuzigten, ihn bittend, er möge ihn doch des Amtes würdig machen, zu welchem er erhoben worden war. Sein Gebet war so inbrünstig, ein so lebendiges Vertrauen hatte er auf den Schutz Mariä, daß

diese gute Mutter ihn durch ein Wunder tröstete. Unsere liebe Frau würdigte sich nämlich mit ihm zu sprechen, mittelst eines Bildes genannt: „Maria zu den Blumen,“ in der Karmelitenkirche zu Trapani. Welche Worte die liebe Gottesmutter sprach, hat Albert in seiner Demuth nie gesagt, aber es läßt sich nicht bezweifeln, daß es Worte des Trostes und der Ermunterung waren für ihn, den sie schon vor seiner Empfängniß unter ihren besondern Schutz genommen hatte.

Der Tag, wo er die Erstlinge seines Priesterthumes dem Herrn darbringen sollte, war herangekommen. Glühend vom Feuer der Liebe, wie ein Seraph, rein wie ein Engel, mit niedergeschlagenen Augen und zum Himmel erhobenen Geiste, begab Albert sich zum Altare. Mehr als sonst war sein Herz von göttlicher Liebe entflammt und längere Zeit war er in ekstatischer Anschauung der Geheimnisse Gottes vertieft. Mit welch' lebendigem Glauben und welch' tiefer Gemüthsbewegung er dem Herrn das Lamm, welches hinwegnimmt die Sünden der Welt, darbrachte, läßt sich besser vorstellen als schildern.

Gott widersteht den Hoffährigen, die Demüthigen aber erhöht er und giebt ihnen seine Gnade. Er wollte, daß das Licht der guten Werke Alberts hell leuchte und Andern ein Beispiel und Antrieb zum Guten sei. Das Volk bewunderte ihn und hielt ihn für einen Heiligen. Wenn er predigte gab Gott seinem Worte eine solche Kraft, das Laster zu strafen, eine solche Sanftmuth, die Guten in der Tugend zu bestärken, er konnte so salbungsvoll über die göttlichen Geheimnisse, so beweglich über die Liebe des Erlösers reden, daß Alle bis zu Thränen gerührt wurden und man ihn anhörte, wie einen wahren Apostel Jesu Christi. Wenn er die hl. Messe darbrachte, oder die Sakramente spendete, war er so gesammelt und lag ein solcher Ausdruck in seiner Stimme und in seinem ganzen Verhalten, daß jeder sich angetrieben fühlte der Welt zu entsagen und Gott zu lieben. Mußte er sich von einem Orte zum andern begeben, so zog er Alle durch sein ernstes Betragen und seine Bescheidenheit an. Wurde er um einen guten Rath

angegangen, so war er klug und zurückgezogen im Sprechen und doch so sanft und liebevoll, daß man sich glücklich schätzte, sich mit ihm zu unterhalten und Jeder nannte ihn nur Vater und Freund, Lehrer und Berather, man hielt ihn für einen würdigen Priester, für einen Heiligen. So großes Vertrauen hatte das sicilianische Volk auf die Verdienste des heiligen Karmeliten, daß wenn er nur in einen vom Unglück heimgesuchten Ort kam, so sah man schon auf jedem Antlitze die Freude wieder erscheinen, gerade, als ob mit ihm der Engel der Hoffnung zurückgekehrt sei. Gab er einem die Versicherung, seiner im Gebete zu gedenken, so glaubte man sicher die Gnade zu erhalten, nur weil statt seiner Albert dieselben von Gott erbat.

Man kann denken, daß durch ihn der Orden vom Berge Karmel zu hohem Ansehen gelangte. Er war außerdem nicht bloß ein Muster aller klösterlichen Tugenden für seine Mitbrüder, sondern diese wünschten ihn auch zum Vorgesetzten zu haben, damit er durch sein Beispiel und seine Klugheit der strengen Befolgung der Regel festen Bestand geben möchte.

Der Ruf Alberts hatte sich schon über den ganzen Orden verbreitet, und war auch zu den Ehren des Generals desselben gedrungen. Dieser glaubte auch, daß Albert mehr für den Orden thun könne als Oberer und ernannte ihn deshalb zum Provinzial. Seine Demuth weigerte sich, dieses Amt anzunehmen aber der Vater General bestand darauf, daß er dasselbe ohne Widerrede annehme. Ueber die Maßen war er betrübt, das Amt, dessen Würde er sich nicht gewachsen glaubte, auf seine Schultern nehmen zu müssen. Er warf sich nieder vor einem Bilde seiner lieben Mutter Maria und bat sie unter Thränen ihm doch in dieser Noth beizustehen. Er konnte sich nicht von ihrem Bilde trennen, bis diese Trösterin der Betrübten auch ihn getröstet hatte. Wirklich sagte Maria zu ihm: „Fürchte dich nicht Albert, diese Würde auf deine Schultern zu nehmen, denn ich werde immer mit dir sein, um dich zu beschirmen.“ Auf diese Weise ermuntert, nahm er das Amt eines Provinzials gerne an und verwaltete es mit Eifer, Klugheit und väterlicher Liebe bis zu seinem Tode.

6. Kapitel.

Wunder des hl. Albert. — Er besucht das
hl. Land.

Bevor wir die Wunder erzählen, durch welche Gott die Heiligkeit Alberts kund thun wollte, wird es nicht unnütz sein, eine kurze Belehrung über das Wunder zu geben.

Derjenige, welcher die Welt freiwillig und aus dem Nichts hervorgerufen und der erschaffenen Natur die Geseze gegeben hat, kann dieselben auch freiwillig umstürzen und dieser Umsturz der Naturgeseze ist es, was man Wunder nennt. Daraus folgt, daß nur Gott allein Wunder wirken kann. Die Kreaturen, Engel oder Mensch, seien sie auch noch so heilig und vollkommen, haben diese Gewalt nicht, wenn ihnen dieselbe nicht von Gott verliehen wird. Sie können hingegen Gott bewegen es so zu thun, durch das Verdienst ihres Glaubens und ihres Gebetes; jedoch dürfen sie bloß dienen zur Bezeugung der Wahrheit, zum Nutzen des Nächsten und zur Kundgebung der Macht und Herrlichkeit Gottes, durch die Tugend seiner Heiligen. Der Herr wollte die Heiligkeit seines treuen Dieners offenbaren, damit die Menschen ihm nachfolgen möchten und so gab er ihm die Gnade, die Wunder zu wirken, die wir im Folgenden nach der Angabe glaubwürdiger Autoren erzählen wollen.

Außer dem göttlichen Offizium, zu welchem jeder Priester verpflichtet ist, betete der Heilige noch täglich den ganzen Psalter Davids. Zu dieser Andacht benutzte er mit Vorliebe das Stillschweigen der Nacht, unter deren Deckmantel die schändlichsten Sünden geschehen, um in der Kirche vor dem Bilde des Gekreuzigten dem Herrn Preis und Lob darzubringen. Hier betrachtete er aufmerksam jeden Satz dieser herrlichen Psalmen und manchmal vergaß er dabei ganz sich selbst und wurde wie in Gott verzückt. Einmal war er beim Beginn des Psalms 58 „Errette mich von meinen Feinden o mein Gott,“ als sich ihm der Teufel unter scheußlicher, schreckenserregender Gestalt nahte, um ihn zu erschrecken und ihm dieses nächtliche Gebet zu verleiden. Jedoch der Heilige fürchtete sich nicht und, ohne sich um

die List Satans zu kümmern, fuhr er fort seine Andacht zu verrichten. Ueberhaupt war der böse Feind zur unrechten Zeit gekommen, denn der Psalm, welchen der fromme Mann eben betete, ist das schönste und passendste Gebet für die Zeit der Versuchung.

Wüthend, daß er Albert im Gebete nicht zu stören vermochte, versuchte er seine Lampe auszulöschen, um ihn zu zwingen mit seinem Gebete aufzuhören. Der Teufel wirft also ein Steinchen nach der Lampe, die in tausend Stücke bricht und natürlich verlischt. Aber selbst jetzt wird Albert nicht niedergeschlagen; ohne sich zu erregen, bittet er Gott, er möge ihn doch sein Gebet fortsetzen lassen. Darauf nimmt er die Glasstückchen auf und plötzlich ist die Lampe wieder in ihrem vorigen Zustande; sogar das Del, welches vergossen war, hatte sich vom Boden gesammelt ohne auch nur eine Spur zurückzulassen. Voll Scham und Wuth verließ der Teufel den Diener Gottes, der seine Andacht fortsetzte und dem Herrn von Herzen dankte, der ihm diesen großen Sieg verliehen hatte.

Die Strahlen der Heiligkeit Alberts waren schon überall hingedrungen und von allen Seiten kamen die Leute, um sich im Unglücke bei ihm Trost und Rath zu erholen und die meisten waren schon zufrieden, wenn er ihnen eine Fürbitte versprach, da man fest vertraute, die ersuchte Gnade zu erlangen, wenn Albert darum bitten würde. Seine Liebe wandte sich aber ganz besonders den Kranken zu, denen er oft die Gesundheit nicht bloß des Leibes, sondern auch der Seele wieder erlangte. Im Kloster des göttlichen Heilandes zu Messina, wo die griechischen Väter vom Orden des hl. Basilus wohnten, war ein Mönch an einem Halsgeschwür schwer erkrankt; die Aerzte hatten ihn aufgegeben und erklärt, er könne, wenn kein Wunder geschehe, nicht mehr gesund werden, so daß er schon mit den hl. Sterbesakramenten versehen worden war. In dieser letzten Noth sandte er jemand zum Vater Albert, mit dem er bekannt war, um ihn zu bitten, ihn zu besuchen. Der Heilige, der immer bereit war ein Werk der Barmherzigkeit auszuüben, begab sich in der größten Eile zum Bette des

armen Kranken. „Mein Bruder,“ sagte er zu ihm, „warum hast du in dieser Noth Zuflucht zu mir? Weißt du nicht, daß ich voller Mängel und Sünden bin? Sei jedoch guten Muthes! Die Gesundheit ist wie die Krankheit ein Geschenk Gottes, vertraue auf Gott und du wirst geheilt!“ Der Kranke hielt seine Augen auf den Heiligen gerichtet, während dieser an die Pforte der göttlichen Barmherzigkeit für ihn anklopfte. Dann machte Albert das hl. Kreuzzeichen über den Hals, und dem Kranken die Hand drückend sagte er: „Mein Bruder, vertraust du nicht auf den Herrn Jesus Christus und seine liebe Mutter Maria?“ „Ja, mein Vater,“ antwortete der Kranke, „aber ich vertraue auch auf dein Gebet, dem ich mich besonders empfehle.“ Blöthlich öffnete sich das Geschwür; eine Menge Eiter kam heraus und der Kranke stand sogleich ganz gesund auf. In der allgemeinen, freudigen Bestürzung entfernte sich Albert, um den Lob- und Dankesworten zu entgehen.

Es war gegen das Jahr 1295, als unser Heiliger eine Wallfahrt zum hl. Lande machte, um die Stätten zu sehen, wo der göttliche Heiland gelebt und gelitten. Wenn in unsern Tagen eine Reise nach Palästina mit manchen Schwierigkeiten verbunden ist, so war das zu jener Zeit noch ungleich mehr der Fall. Das Meer wurde von Seeräubern unsicher gemacht und nicht selten kam es vor, daß Alle, die sich auf dem Schiffe befanden, gefangen und in die Sklaverei der Mohren verkauft wurden. Das hl. Land selbst wurde von Horden räuberischer Mohamedaner durchzogen, die den Mord eines Christen als ein verdienstliches Werk betrachteten. Glücklicherweise überstand Albert alle Gefahren und mit höchster Ehrfurcht und Andacht besuchte er in Bethlehem die Grotte wo Jesus geboren war, in Nazareth das Haus, wo er gearbeitet und so lange verborgen gelebt hatte. Er sah mit kindlichem Staunen Genesareth und das galliläische Meer, den Schauplatz so vieler Wunder des Gottmenschen; er kniete auf dem Berge Tabor, wo Jesus sich den Jüngern in seiner Herrlichkeit gezeigt hatte. Und erst in Jerusalem, wo ihn fast jedes Steinchen an die Gegenwart des Menschensohnes erinnerte.

Mit welcher Andacht wird er diese Stätten verehrt haben.

Wenn das bloße Andenken sogar unsere harten Sünderherzen zu Thränen rührt, wie wird das liebeglühende Herz eines heiligen Albert von Liebe zu seinem Erlöser überflossen sein, da er ihn im Geiste sah, wie er in Gethsemane Blut schwigte, wie er im Hofe des Palastes des Pilatus von Geißelstreichen zerriß, mit schrecklichen Dornen gekrönt wurde, wie er auf dem Leidenswege unter der Last des Kreuzes einherschwangte. Er kommt auf den Kalvarienberg, er ward mit Galle und Essig getränkt, nachdem man ihn seiner Kleider beraubt hat; rohe Henkersknechte heften ihn mit grausamen Nägeln an's Kreuz. Hier hängt er drei Stunden in fürchterlicher Pein der Verlassenheit. Endlich zerreißt ein Himmel und Erde durchbringender Schrei des Gottessohnes die Luft und der Menschensohn hat ausgelitten. Er ist gestorben, gestorben zwischen zwei Uebelthätern, als einer derselben, gestorben aus Liebe zu den Menschen am Kreuze. Das alles sah Albert und sein Herz schmolz in heiliger Liebe, Thränen der Nührung entströmten seinen Augen und nur mit Mühe konnte er sich von den Orten trennen, wo die Liebe Gottes zu seinen sündigen Geschöpfen in so glänzender Weise hervortrat. Dann besuchte er das hl. Grab und weinte und frohlockte hier mit Maria der Mutter Jesu und den übrigen heil. Frauen. Und zuletzt küßte er in dankbarer Verehrung die Fußstapfen, die der Heiland zum Himmel aufsteigend zurückgelassen hatte.

Sedoch, bevor er nach Sicilien zurückkehrte, wollte Albert noch den Berg Karmel besuchen, wo die Wiege seines Ordens stand. Auf diesem Berge war die erste Kapelle zu Ehren unserer lieben Frau gebaut worden und die Einsiedler, die in Zurückgezogenheit und Buße seit den Tagen des Elias in den Höhlen des Karmels wohnten, waren seine geistigen Väter. Immer und immer unterhielt sich Albert mit diesen hl. Männern, wodurch seine Liebe zu Gott und seiner lieben Mutter immer mehr entflammt wurde. Wir wissen nicht genau, um welche Zeit der Heilige in die Heimath zurückkehrte. Auf jeden Fall wird erzählt, daß zu-

vor folgendes Wunder durch ihn geschah. Dasselbst war ein reicher Jude, der das Amt eines Präfecten verwaltete. Obschon sehr reich an irdischen Gütern und angesehen durch seine Macht, war er dennoch unglücklich, denn er hatte einen Sohn, der mit der fallenden Krankheit behaftet war und der Vater würde gern seinen ganzen Reichthum hingegeben haben, hätte er ihn geheilt gesehen. Der Heilige predigte eben in jener Gegend und sein Ruf hatte sich so verbreitet, daß man um die Wette herbeilief, um ihn zu hören und überall seine Heiligkeit und Weisheit pries. Das Gerücht kam auch zu den Ohren des Juden und dieser entschloß sich, ihn in Begleitung seines Sohnes aufzusuchen und ihm sein Anliegen vorzutragen. Er fand den Heiligen im Gebete, erklärte ihm ehrfurchtsvoll die Krankheit seines Kindes und bat ihn flehentlich, dasselbe zu heilen. Albert antwortete ihm in seiner gewöhnlichen sanften Weise, daß er vor allem an Jesus Christus fest glauben und sein ganzes Vertrauen auf ihn setzen müsse. Er legte ihm deshalb die Hauptwahrheiten des christlichen

Glaubens kurz auseinander. Der Jude hatte seinen Worten aufmerksam zugehört, aber noch widerstand er hartnäckig der erkannten Wahrheit; jedoch endlich siegte die Gnade Gottes und er versprach, sich mit seiner ganzen Familie taufen zu lassen, wenn sein Sohn geheilt werde. Jetzt machte Albert das Kreuzzeichen über den Knaben und sagte: „Wenn Alles, was ich gesagt habe, wahr ist, so nehme Jesus diese Krankheit von dir!“ Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, als der Knabe gesund wurde und nie mehr von der Fallsucht zu leiden hatte. Bei diesem Wunder ward der Vater von Freude überwältigt, er wurde mit seiner ganzen Familie in der christlichen Religion unterrichtet und von dem Heiligen getauft. Die Dankbarkeit des geheilten Knaben für seinen Wohlthäter war so groß, daß er sich nicht mehr von ihm trennen wollte. Er folgte ihm ins Kloster, wo er das Kleid der Karmeliten nahm und, die Tugenden Alberts nachahmend, bis zu seinem gottseligen Ende verlebte.

(Fortsetzung folgt.)

Maria, die den Sohn Gottes gebären soll, wird vom grüßenden Engel selbst genannt die *Gnadenvolle*, die mit welcher der Herr ist, die *Gesegnete* unter den Weibern. Und sie, die hohe, reine Jungfrau, deren Wille Eins war mit dem göttlichen Willen, weiß nichts anders auszusprechen als dieß: Siehe! ich bin die Magd des Herrn; mir geschehe, wie du gesagt hast.

Die heil. *Margaretha Maria*, (geb. 1647 im Bisthum Lutun), machte es sich zur täglichen Pflicht, sobald sie es verstand, den heil. Rosenkranz zu beten. Um ihn aber mit mehr Andacht und Ehrfurcht beten zu können, fiel sie auf ihr Angesicht, wenn sie glaubte, daß es niemand bemerkte, oder sie küßte nach jedem Ave Maria die Erde.

Freude, wie Schmerz, sie würden das Herz des Menschen zersprengen, könnten wir nicht beides geliebt und treuen Freunden mittheilen. Diesem Triebe, den Gott selbst in unser Herz gelegt hat, folgte auch Maria. Sie, die Heldenjungfrau, fürchtete keine Gefahr, und ging über das Gebirg zu Elisabeth, auf welche sie der Engel selbst angewiesen, um ihr das große, heilige Geheimniß ihres Innern zu eröffnen.

Der ausgezeichnete Fürstbischof *Vincenz Gasser* von Brigen zeichnete sich als Knabe schon durch seine Andacht aus. Wenn er als Student nach Hause kam, so bestellte ihn sein Vorbeter beim Abendrosenkranz, denn niemand sonst könne so nachdrücklich und erbaulich den Namen Jesus aussprechen als Vincenz. Als Bischof betete er alle Abende mit sämtlichen Hausgenossen den heiligen Rosenkranz. Auch besuchte er im Dome stets die monatlichen Bruderschaften.

Die Andacht zu der erhabenen Himmelskönigin.

Von Ed. Hefner, Cincinnati.



Das Lob Mariens feierten zahllose Sänger im zehnten Jahrhundert. Die Betrachtungen des ehrwürdigen Raimundus Jordan, Abtes zu Zell, welche er unter dem Namen eines Angelehrten niederschrieb, gehören zu den erbaulichsten Ergüssen eines von Liebe entflammten Herzens über die Andacht zu der erhabenen Himmelskönigin. Kaiser Heinrich der Heilige ließ im elften Jahrhundert eine große Anzahl Kirchen zu ihrer Ehren erbauen, und der König Robert von Frankreich, der mit ihm in innigster Freundschaft stand, stiftete zu ihrer Ehre den Ritterorden von dem Sterne unserer lieben Frau, und verpflichtete alle Ritter zu einer besonderen Andacht gegen sie. Der König Ludwig XIII. von Frankreich widmete durch feierliches Gelöbniß sein ganzes Reich der Mutter Gottes, und sein Volk theilte die innige Ergebenheit zu Maria so vollkommen, daß die Gelöbniße alljährlich im ganzen Lande am Feste Maria Himmelfahrt unter den glänzendsten Festlichkeiten und öffentlichen feierlichen Bittgängen bis auf die letzte Zeit erneuert wurden. Dergleichen weihte auch der heilige Stepan von Ungarn sein ganzes Reich der Mutter Gottes, der glorreichen Himmelskönigin, und seine ausgezeichnete Verehrung Mariens ging so vollkommen auf sein Volk über, daß es bei demselben zur allgemeinen Sitte wurde, wenn der heilige Name Maria ausgesprochen wurde das Haupt zu entblößen und sich zu verneigen. Was aber noch am schärfsten bezeichnet wie hoch damals die Verehrung der Völker gegen Maria gestiegen war, ist der Umstand, daß in mehreren Ländern aus Ehrfurcht den Frauenspersonen verboten ward, den Namen Maria zu tragen.

Mächtig kämpfte der heilige Fulbertus für ihre Verehrung gegen die Feinde der Kirche, und eine große Anzahl der feierlichsten Reden und der lieblichsten Gesänge des heiligen Be-

trus Damianus². Kardinals und Erzbischofs von Ostia, zeugen auf die lebendigste Weise von der Andacht jener Zeit zur heiligsten Gottesgebälerin. Wie viele Zeugnisse ließen sich von den Heiligen, Anselmus, Hugo, Bruno, Otto, Alphons Liguori, Hildegardis, Hildebert, Isidrophons, Udalrich, Anabeus, Edmundus u. s. w. zur Verherrlichung Mariens anführen. Die Schriften des großen heiligen Bernardus allein sprechen die Marienverehrung des zwölften Jahrhunderts mit lautester Stimme aus, und Niemand weder vor noch nach ihm ließ das Lob der Mutter Gottes so gewaltig, so freierlich und so liebevoll ertönen, als dieser große Kirchenvater der Doctor mellifus. Wer aber vermöchte auch nur die wichtigsten Zeugnisse über die Marienverehrung zu sammeln! Wer vermag die Anzahl so vieler Patriarchen, Bischöfe und gelehrten Schriftsteller aller Sprachen zu zählen, die sich der Liebe und der Verherrlichung Mariens weiheten! Innig zart war die Andacht der Ordensstifter, eines Franziskus von Assisi, Dominikus und so vieler Anderer, die es in ihren Genossenschaften zur Pflicht machten, Maria auf besondere Weise zu verehren. Große Kirchenfürsten wie Papst Innocenz III., der heilige Laurentius Justinianus verbanden mit tiefen Kenntnissen und Tugenden eine inbrünstige Andacht zur Mutter Gottes, und stützten dieselbe auf jede Weise und bei jeder Gelegenheit dem christlichen Volke ein. Ueberaus lieblich spricht in seiner Abhandlung über den englischen Gruß der heilige Thomas von Aquin, der Doctor angelicus, von der heiligen Jungfrau. Herrliche Reden, Abhandlungen und Lieder verfaßte der heilige Bonaventura zu Ehren der Himmelskönigin. Ein wunderbarer Lobredner und Verehrer Mariens war der heilige Bernardinus von Siena. Große Heilige wie Franziskus Xaverius, Philippus Neri, Karl Barromäus, Stanislaus Kostka, Aloisius Gonzaga, Johannes Berch-

manns — ja alle Heiligen haben eine innige Andacht zu Maria in ihrem Herzen getragen. Gleichsam in der Entzückung sprach der heilige Bischof Franz von Sales, von den Vorzügen der hochgebenedeiten Jungfrau. Viele Abhandlungen verfaßte der heilige Bischof Alphons Maria Liguori um die Marienverehrung in der Christenheit zu befördern.

Beim Ueberblick der christlichen Jahrhunderte sehen wir also die Marienverehrung aus der Denk- und Lebensweise der Kirche glänzend und segensreich hervortreten, so daß mit Grund behauptet werden kann, jene Verehrung sei so alt wie das Christenthum. Das ganze Alterthum hat Maria diesen religiösen Kult erwiesen, Feste begangen, Hymnen gesungen, Neben- und Bigilien gehalten, ihrem Namen prächtige Kirchen errichtet, und alles dieses um Gott in ihr zu Ehren, die Kirche zu erfreuen und die Gläubigen zu erbauen. Und was geschah ist auch von der Kirche in ihren Entscheidungen gutgeheißen worden. Maria ist die Zierde des himmlischen Jerusalems, die Ehre und Krone des menschlichen Geschlechtes, die Freude und Wonne des gläubigen Volkes. Ihr prophetisches Wort: „Sieh“, von nun an werden alle Geschlechter mich selig preisen!“ (Luc. 1, 48.) ist in der Kirche des Sohnes Gottes und ihres Sohnes Wahrheit und Wirklichkeit geworden.

Darum lieber Leser und Leserin, ehre, verehere und liebe mit besondere Liebe die hochgebenedeite und glorreiche Jungfrau Maria, die als Mutter unseres höchsten Bruders unsere wahre Mutter ist. Zu ihr sollen wir unsere Zuflucht nehmen, und bei jeder Gelegenheit wie ihre Kinder mit vollkommenem Vertrauen zu ihrem Schooße eilen. Flehen wir oft zu dieser süßen Mutter, rufen wir ihre mütterliche Liebe an, trachten wir ihre erhabenen Tugenden nachzuahmen und hegen wir ein wahrhaft kindliches Gefühl gegen sie in unserem Herzen.

Sie wird uns helfen, daß wir glücklich in den Hafen der ewigen Seligkeit gelangen, denn noch nie ist ein wahrer Verehrer Mariens verloren gegangen.

Last uns einstimmen in die Huldigung des begeisterten Dichters :

Fürwahr, o süße Jungfrau, tren vollbringer,
Das einst du sprachst, das hohe Seherwort
Der dir es eingeflüßt: — dein Name klingen
Durch alle Zeiten festlich fort.

Allenwig wie er Mutter Gottes tönen,
Heil, Hohe dir! was gilt es, das ihm gleicht.
Wo klingt ein Name unter Eva's Söhnen
Der deines Namens Klang erreicht? "

Heil, Hohe dir! Wann zu der Zeiten Höhe
Ward dieser süße Name nicht genannt?
Wann lehrte nicht der Vater ihn dem Sohne?
Wo ist ein Thal, ein Meer bekannt,

Das ihn nicht schallen hörte? Sieh es, prangen
Nicht Tempel nur in der alten Welt
Auch die dem Genueser aufgegangen
Hat deine Fahne aufgestellt.

In welche Wildnis, über welchem Meere
Blüht Blumen auf, die nur der Fremdling nennt
Wo Niemand deiner freundlichen Altäre
Gebenedeite Schiffe kennt.

O Jungfrau, Golde, Heilige und Hehre!
Wie nennt dich jede Sprache zart und schön!
Wie manches stolze Volk hält sich zur Ehre
In deinem milden Schutze zu stehen!

Dich grüßt, wenn der Tag sich hebt und sinket
Und wenn die Sonne hoch am Mittag glüht
Das heil'ge Erz, das allen Frommen winket
Zu dir zu heben ihr Gemüth.

Wenn Graun der Dämmerung mit Angst erfüllet
Ruft deinen Namen fromm das Kindlein an;
Dich rufet zitternd, wenn die Brandung brüllet
Der Schiffer auf des Meeres Bahn.

O Blick herab von deinem milden Throne!
Denn sieh, auf dich vertraut die Christenheit!
Beschütze die dich lieben bei dem Sohne,
Bis zum letzten Punkt der Zeit!

„Mein Sohn,“ so wandte sich Philipp II., König von Spanien, an den nachherigen Philipp III., „mein Sohn, wenn Du Deine

Königreiche erhalten und in Frieden behaupten willst, so trage beständig den Rosenkranz bei Dir und bete ihn fleißig.“

Warum die katholische Kirche geheime Gesellschaften verbietet.

Von Very Rev. Pius H. Mayer, O. C. C.

m Oktober dieses Jahres hielten die Knight Templars in Pittsburg ihr Conclave. Bei dieser Gelegenheit widmeten die dortigen Zeitungen diesem Geheimbunde nicht nur Spalten, sondern Seiten, und die ganze Stadt war beslaggt und mit dem Emblem des Ordens, dem Malteser Kreuz verziert.

In einer historischen Uebersicht wurde behauptet, daß nach Aufhebung des alten Ritter Ordens im Jahre 1314 und der Hinrichtung des letzten Großmeisters Jakob Molay und vielen seiner Genossen, manche Tempelritter sich flüchteten und sich den Freimaurern anschloßen, bis sie sich im Jahre 1730 wieder als unabhängiger Orden constituirten, der sich als Fortsetzung des alten Ordens der Tempelritter betrachte.

Zugleich wurde der Nachdruck darauf gelegt, daß die Zwecke des Ordens nur gegenseitige Unterstützung und Nächstenliebe seien, seine Regeln nichts irgend einer Religion Feindliches enthalten und auch der Eid nur zum Gehorsam verpflichte — unbeschadet der Rechte Gottes und des Vaterlandes. Daraus schlossen sodann manche Katholiken, daß dieser besondere Orden unmöglich dem Seelenheile gefährlich sein könne, und mehr und mehr offen wurde die Kirche angeklagt, daß sie sich Allem feindlich gegenüberstelle, worin sie nicht die absolute Controle habe.

Bei der Wichtigkeit der Frage wird man mir verzeihen, wenn ich Platz in der geschätzten „Rundschau“ zur Beantwortung der Frage in Anspruch nehme: „Warum verbietet die Kirche ihren Mitgliedern, geheimen Gesellschaften sich anzuschließen?“

Was zunächst die oben angeführte Geschichte des Ordens betrifft, so ist die Darstellung auf Täuschung berechnet und der Eintritt der Templar in den Freimaurer Orden unwahr und un-

möglich. Die Freimaurerei begann in London im Jahre 1728 und wurde 1732 nach Deutschland verpflanzt. Wie können die entflohenen Templar im Jahre 1314 Zuflucht in einem Orden gefunden haben, der erst vier Jahrhunderte später in's Leben trat?

Die Freimaurer fäseln zwar von ihrer Ursprung zur Zeit des salomonischen Tempelbaues, sprechen viel von Hiram, von den Bauhütten, von der Verbrüderung der Maurer im frühen Mittelalter u. s. w., aber all' diese Angaben sind nur auf den Fang romantischer Gimpel berechnet.

Wohl gab es im Mittelalter Verbrüderungen der Maurer, aber sie waren eine freie und offene, auf Religion gebaute Handwerksinnung von Steinmetzen und Maurern, die alle katholisch waren, einen Heiligen zum Patrone hatten, gemeinsam die Kirche besuchten und die heiligen Sakramente empfangen. Der weltliche Zweck derselben bestand in gegenseitiger Unterstützung der Armen, Kranken, Wittwen und Waisen, und war zugleich ein Mittel zur Vertheidigung ihrer Ansprüche und Gerechtigkeiten den Handwerksmeistern und den städtischen Obrigkeiten gegenüber.

Welcher vernünftige Mensch könnte aber einen innern Zusammenhang zwischen diesen halbreligiösen Brüderschaften und der heutigen Freimaurerei entdecken? Letztere hat wohl das Wappen und die Abzeichen der Ersteren sich angeeignet, aber wenn eine Krähe sich auch mit Pfauenfedern schmückt, so wird sie deshalb doch nicht zum Pfau.

Ebenso sind die Embleme der Tempelritter widerrechtlich angeeignet, und von einem, selbst nur moralischen Zusammenhang der 1314 aufgehobenen mit den 1730 gestifteten Rittern kann keine Rede sein.

Wie steht es nun mit dem Zwecke der Ausübung der Nächstenliebe durch gegenseitige Unter-

stiftung? Ist die Liebe nicht Liebe, einerlei wo sie sich findet und wie sie sich äußert? Ich antworte: Nein! Denn wir leben in christlichem Zeitalter. Die Heiden hatten auch ein bestimmtes Maß von Nächstenliebe, und die Juden zeichneten sich durch ihre Wohlthätigkeit armen Standesgenossen gegenüber aus, trotzdem erklärt der göttliche Heiland: „Ein neues Gebot gebe ich euch, daß ihr einander liebet, wie ich euch geliebt habe.“ Denn die christliche Nächstenliebe baut sich auf einem der Welt neuen Fundamente auf, d. h. der Gottesliebe. Deshalb kennt sie keinen Unterschied zwischen Griechen und Barbaren, Sklaven und Freien, Freund und Feind, sondern umfaßt Alle, weil Alle Kinder Gottes sind und um Gotteswillen geliebt werden.

Können die Geheimbünde behaupten, daß sie die Nächstenliebe, deren sie sich rühmen, in diesem christlichen Sinne verstehen und üben? Wenn aber nicht, so stehen sie nicht auf christlichem Standpunkte, und haben damit sich selbst gerichtet. Denn das Christenthum ist für alle Menschen ohne Ausnahme gestiftet, und jeder Mensch ist verpflichtet, Christ zu werden und zu bleiben, sobald ihn die frohe Botschaft des Heilandes der Welt erreicht.

Christus sagt: „Wer nicht mit mir ist, der ist gegen mich, und wer nicht mit mir sammelt, der zerstreut.“ Es giebt also keine christliche Liebe außerhalb der christlichen Kirche und jede Vereinigung, die sich grundsätzlich von der Kirche fern hält, und das was sich nur auf christlichem Boden erreichen läßt, außerhalb desselben zu erreichen strebt, hat sich hiedurch in Gegensatz zur Kirche und zu ihrem göttlichen Stifter gestellt, und ist zum Feinde geworden. Deshalb sagt auch der Heiland: „Jede Pflanzung, die mein himmlischer Vater nicht gepflanzt hat, wird ausgerottet werden.“

Man braucht also nur vernünftig zu denken, um an der Hand dieser göttlichen Worte leicht einzusehen, daß die katholische Kirche solche Vereinigungen als feindliche betrachten muß, auch wenn sie ihr als einer sichtbaren Vereinigung keine besondere Opposition machen.

Dabei ist es jedoch keineswegs nöthig, daß Vereine um als christlich zu gelten, unter dem

controllirenden Einflusse kirchlicher Organe stehen, sondern es genügt, daß die Kirche sich davon überzeugen kann, daß der Verein auf christlicher Grundlage sich aufbaut, und unter keinen Umständen der Religion Widersprechendes von seinen Mitgliedern verlangen kann. Durch alle Jahrhunderte bestanden solche Vereine und wurden von der Kirche begünstigt und nach Kräften gefördert, obwohl kein Priester in Verwaltungsrath saß.

Zweitens. Wie es keine christliche Liebe außerhalb der christlichen Kirche geben kann, so gibt es keinen wahren Gottesdienst außerhalb der katholischen Kirche, denn nur Gott allein kann bestimmen, in welcher Weise er verehrt werden will, und er hat dies durch Christus und seine Apostel gethan. Nun haben aber alle Geheimbünde einen sogenannten Gottesdienst und in Bezug auf diesen gilt ebenfalls das Wort Christi: „Wer nicht für mich ist, ist wieder mich.“ Folglich ist dem Katholiken verboten, an solchen von Christus nicht angeordneten und ihm daher feindlichen religiösen Handlungen theilzunehmen, und da das Mitglied eines Geheimbundes sich dieser Theilnahme nicht entziehen kann, so ist damit der Anschluß an den Bund selbst zu einem verbotenen geworden.

Uebrigens ist es ja eine allgemeine bekannte Thatsache, daß Katholiken ihrem Glauben und ihrer Kirche den Rücken wenden, sobald sie sich einem Geheimbunde anschließen, und dies war nicht nur der Fall nach der kirchlichen Verurtheilung des Ordens, sondern vorher, so daß diese Thatsache bei Verurtheilung des Ordens bestimmend mitwirkte, denn aus den Früchten erkennen wir den Baum.

Drittens umfaßt der Glaubensinhalt auch Sittenlehren und Sittengebote, welche bei den Aufnahmsceremonien dieser Geheimbünde oft gröblich verletzt werden, weshalb schon die Mitwirkung — aktiv oder passiv — in sich selbst eine Sünde einschließt. Die Kirche als Hüterin frommer Sitte, muß folglich diese Mitwirkung untersagen, und da, wer die Kirche nicht hören will, nur wie ein Heide und öffentlicher Sünder sein soll, so ist die Excommunication hartnäckiger Katholiken eine unabwendbare.

Viertens wird in diesen Geheimbünden ein frevelhaftes Spiel mit dem Eide getrieben. Die katholische Kirche hat stet's den Eid als etwas sehr Wichtiges und Heiliges betrachtet, da er eine direkte Anrufung der göttlichen Heiligkeit und Wahrhaftigkeit ist, und verbietet den Gläubigen, je einen Eid abzulegen, wenn sie nicht sich über die Tragweite und den Inhalt desselben vollständig klar sind. Diese Klarheit ist aber in dem Geheimbund ein Ding der Unmöglichkeit.

Der Neu-Aufgenommene verspricht, niemals Gehörtes oder Gesehenes zu offenbaren, obwohl Religion, Nächstenliebe, Treue zum Vaterlande u. dergl. ihn vielleicht moralisch zwingen würden, dies zu thun. Ein solcher im Dunkeln geleisteter Eid ist schwer sündhaft, und das Halten des Versprochenen mag eine Reihe von schweren Sünden in sich schließen. Was daher oben in Bezug auf Sittlichkeit gesagt wurde, findet auch hier seine volle Anwendung.

Fünftens verpflichtet der abgelegte Eid nicht nur zum Geheimnisse, sondern auch zum absoluten Gehorsam in noch unbekannter Weise und unbekanntem Obern gegenüber. Die der Eidesformel der Tempelritter eingefügten Worte „unbeschadet der Rechte Gottes und des Vaterlandes“ sind nur eine hohle Phrase, denn die Begriffe Gott und Vaterland sind in Bezug auf spezielle Verpflichtungen sehr dehnbar und aller möglichen Auslegungen fähig. Und besonders in den Ver. Staaten, wo Ehrlichkeit in der Politik, wahrer Patriotismus u. s. f. unbekannte Begriffe sind, tappen die Leute bezüglich ihrer Verpflichtungen Gott gegenüber so sehr im Dunkeln herum, daß der Gottesbegriff in Vielen geradezu verschwunden ist, und von Offenbarungen eigentlich keine Rede mehr sein kann, weil die Religion zur Wissenschaft geworden ist. Daher gibt es keine Norm für Recht und Unrecht, Gut und Böse, Laster und Tugend.

Unter diesen Umständen ist es aber unbekanntem Obern leicht möglich, die ihnen blindlings vertrauenden und durch einen Eid an sie gebundenen Logenmitglieder zu allen möglichen Verbrechen gegen Gott und den Nächsten anzuhalten, und es bei Theilung der betreffen-

den Arbeit so einzurichten, daß der Betreffende es nicht gewahr wird, daß er zum Werkzeuge des Verbrechens mißbraucht wird, und da der Eid des Geheimnisses sich auch auf den Beichtstuhl erstreckt, ist es dem Unglücklichen unmöglich gemacht, sich Rath's zu erholen, sein bedrücktes Gewissen zu entlasten, er ist mit Leib und Seele für Zeit und Ewigkeit dem Geheimbunde verfallen, er gehört nach dem Ausdrucke, dessen Gürres in seiner Mystik sich bedient, der „Asterhynagoge Satans“ an.

Schließlich steht in den Geheimbünden auf Verletzung des Geheimnisses sowie auf Ungehorsam die Todesstrafe. Dies ist keine leere Drohung, denn Viele, die in ihrer Gewissensangst schließlich dem Bunde den Rücken wandten, wurden zur Strafe gemeuchelt. Deutschland, Frankreich und Italien bieten der Beweise viele. Ich will nicht darüber sprechen, daß Todesstrafe ein weiterer freventlicher Eingriff in die Rechte Gottes ist, der allein das Recht über Leben und Tod hat, und nur die rechtmäßige Obrigkeit damit befehlt, sondern ich mache nur darauf aufmerksam, daß der Geheimbündler, auch wenn das Entsetzliche von ihm verlangt wird, nur die Wahl hat, entweder Theilnehmer an dem Verbrechen zu werden, oder in seinen Sünden eines gewaltsamen Todes zu sterben.

Manchem, der diese Zeilen liest, wird die Schilderung als übertrieben erscheinen, und oft macht man geltend, daß Hunderte von Mitgliedern der Geheimbünde diese Dinge als Verläumdung erklären und vorführen, sie hätten in der Loge Aehnliches nie vernommen. Sie sprechen die Wahrheit, denn die Logen sind bekantlich in viele verschiedene Grade eingetheilt, und den untern Graden bleibt das Wesentliche der Bestrebungen der Loge ein Geheimniß. Dies entschuldigt sie jedoch nicht. „Mitgefangen, mitgehungen.“ Was eine Gesellschaft als solche thut, daran nehmen alle ihre Mitglieder theil, und auf Alle fällt die Verantwortung, wenn auch nicht in demselben Maße.

Die katholische Kirche kennt ihre Gegner. Sie weiß, daß neun Zehntel aller Verfolgungen und Bedrückungen, denen sie in den letzten

150 Jahren ausgesetzt war, auf Rechnung der Geheimbünde fallen, daß der letzte amerikanisch-spanische Krieg ein Krieg der Loge gegen eine katholische Macht war, daß die französische Revolution, der Kulturkampf, die fortgesetzten Wählerereien in Oesterreich und Italien, die politischen Meuchelmorde der Jetztzeit, von diesen Feinden herrühren, und daß sie deshalb nur in Selbstvertheidigung handelt, wenn sie allen Katholiken ohne Ausnahme die Wahl gibt zwischen Fernhalten von der Loge, oder Aus-schluß aus der Kirchengemeinschaft. Anderes von der Kirche zu erwarten heißt nicht anderes als zu verlangen, daß die Kirche Gottes an ihrer eigenen Zerstörung mitarbeite, und um dies zu erwarten, muß Einer ein Thor oder ein Teufel sein.

Was die Unterstützung von Kranken und Wittwen betrifft deren sich die Geheimbünde rühmen, so läßt sich dasselbe in bereits bestehenden katholischen Vereinen erreichen, und was etwa noch nicht besteht, das kann geschaffen werden, denn die Katholiken sind zahlreich, ge-

nug, um auch in dieser Hinsicht auf eigenen Füßen zu stehen, und die christliche Charitas eben weil sie christlich ist, dehnt sich weiter aus und ist zuverlässiger, als die Bogusnächstenliebe der Feinde Christi.

Dabei braucht man in katholischen Kreisen nicht den Mummenschanz von Emblemen und Geheimnissen. Die Gesellschaft mag nicht Jedem ohne Weiteres Einblick in ihre Verhältnisse gewähren, nicht Jedem zu ihren Verhandlungen zulassen, aber eine geschlossene Gesellschaft ist kein Geheimbund, sondern sie überzeugt in erster Linie die Kirche davon, daß ihre Statuten nichts dem Glauben und frommer Sitte Feindliches enthalten, und zweitens steht es jedem Mitgliede frei, sich bei seinem Seelsorger im Beichtstuhle Rath's zu holen, so daß im Falle die Gesellschaft auf Abwege gerathen sollte, er zu rechter Zeit hemmend eintreten oder austreten kann. Auf diese Weise sind zeitliche und ewige Interessen gewährleistet, und es bedarf des Geheimbundes nicht.

Zwei Kinderfeste im Monat December.

Der letzte Monat des Jahres enthält mehrere kirchliche Gedenktage, die zugleich Festtage für die Kinderwelt geworden sind; so in Süddeutschland der St. Barbara-Tag. Dieselben holen an diesem Tage Zweige von Obstbäumen, namentlich von Kirschbäumen, und stellen sie im warmen Zimmer in ein mit Wasser gefülltes Gefäß. Entwickeln sich rasch ihre Knospen und kommen sie zum Blühen, so soll dieses ein gutes Obstjahr andeuten. Botaniker versichern, daß die Sache nicht ganz ohne Grund sei, denn da sich sowohl die Blatt- als die Blüthenknospen für das nächste Jahr schon im Herbst ansetzen, so kann man aus der größeren Anzahl der einen oder der anderen auf mehr oder weniger Obst schließen. An manchen Orten werden diese Barbara-Zweige geweiht. In Wien werden an diesem Tage vor den Kirchthüren frische Kirschbaumzweige verkauft, und diese stellen die Leute in ein Gefäß mit Wasser,

und man sagt, es sei ein gutes Jahr zu hoffen, wenn dieselben bis Weihnachten blühen. In der bairischen Oberpfalz wird am Tage der hl. Barbara ein Weichsel- oder Kastanien-Reiz geschnitten, bis Weihnachten im Wasser aufbewahrt und zur Blüthe gebracht; dasselbe wird dann am Weihnachtsabend mit Lichtern und und kleinen Geschenken geschmückt, den Kindern zur Freude.

Der Gedenktag des hl. Nikolaus ist bekanntlich ein Hauptfest der Kinder geworden. Das Andenken an die Tugenden dieses hl. Bischofs lebt in der Christenheit fort, und es geht ein reicher Segen davon aus; sein frommes Leben wurde von der Volkssage durch liebliche Bilder ausgeschmückt. Ueberaus reich sind hier die Ueberlieferungen der Kinderwelt, welche aus Erfahrung weiß, daß an seinem Tage den guten Kindern Belohnungen zu Theil werden. In den Niederlanden, in Westfalen, am Rhein

und in manchen Gegenden Süddeutschlands setzen die Kinder am Vorabende dieses Festes ihren Teller auf; das Fenster wird geöffnet, eine Erinnerung daran, das der hl. Nikolaus nach seiner Legende den Kindern seine Gaben durch das offene Fenster geworfen hat; am anderen Tage finden sie Äpfel und Kuchen und andere Geschenke. Nach der Volksfage reitet der St. Nikolaus auf einem schönen weißen Rosse und trägt ein kostbares bischöfliches Gewand.

In Holland pflegen die Kinder ihre Schuhe unter den Kamin zu stellen und dieselben mit Heu auszufüllen, damit auch der Schimmel etwas zu fressen habe. Daß St. Nikolaus nur zur mitternächtlichen Stunde seine Wohlthaten austheilt, soll darauf hinweisen, daß er während seines Lebens im Verborgenen Gutes gethan hat und lehrt so Kinder und Erwachsene, daß das Wohlthun im Verborgenen, welches keinen Dank will und keine Ehre sucht, Gott am angenehmsten ist. In den Kinderliedern wird St. Nikolaus gebeten, nach Holland zu kommen; das ist eine Erinnerung daran, daß er der Patron der niederländischen Haupthandelsstadt Amsterdam ist. In diesen alten St. Nikolausliedern und in der ganzen Feier dieses schönen Festes der Kindertwelt ist die Anmuth der sinnigen Volkspoesie zu erkennen, die so gern ihre bunten Bilder malt, um die Kinder zu erfreuen.

Das häufige Vorkommen der St. Nikolauskirchen im deutschen Mittelalter erklärt Kampf-

schulte aus der Thatsache, daß dieser Heilige als der eigentliche Bürgerpatron galt. Zweierlei Gefahren drohten dem Erwerbaleben der alten Bürgerschaften; zunächst zeitlicher Verlust durch Wassernoth, Schiffbruch und Feuersbrunst, dann auch aber Gefährdung der irdischen Gütern, Unbarmherzigkeit gegen die Armen und Wucher. In dem hl. Nikolaus von Myen vereinigten sich nun gleichsam alle Erfordernisse, welche die christlichen Bürgerschaften bei der Wahl eines Patrons aufstellen konnten. Sein reiches Gut verwendete er zur Unterstützung der Armen, durch sein Gebet rettete er das Schiff vom Untergange und wurde seitdem von den Seefahrern in Wassernoth angerufen, seine bischöfliche Stadt schützte er wunderbar zur Zeit einer großen Hungersnoth. Alle diese Züge seiner Legende wandten ihm vor allem die Liebe und Verehrung der christl. Städtebewohner zu und er ist der eigentliche Bürgerpatron geworden. So oft man Gewinn versprechende Unternehmungen machte, so oft man Werke der Wohlthätigkeit kisterte, so oft dem Leben und Eigenthum Gefahren zu Wasser und zu Lande drohten; immer war es dieser Heilige, den man am liebsten anrief. Es bedarf kaum der Erinnerung, daß es nicht ausschließlich Städte waren, die den hl. Nikolaus sehr verehrten; auch andere Ortschaften sei es, daß in ihnen bürgerliche Gewerbe stark betrieben wurden oder daß sie wegen ihrer Lage an Gewässern den Schutz dieses Heiligen besonders suchten, wählten ihn zum Patron.

Der heil. Franz von Sales, Bischof von Genf, preist und empfiehlt in mehreren seiner Schriften den heiligen Rosenkranz. Er hatte sich frühzeitig in die Bruderschaft aufnehmen lassen, betete täglich den heiligen Rosenkranz so andächtig, daß er öfters lange Zeit damit zubrachte, indem er Betrachtungen über die Geheimnisse anstellte; er predigte häufig über die großen Vorzüge des Rosenkranzgebetes und veranlaßte die Seelsorger, darüber als eine Quelle vieler Ganden das christliche Volk zu belehren.

Ganz besonders liebte und übte Johann Baptist de La Salle, der fromme Stifter, das Gebet, von dessen Nothwendigkeit und Nützlichkeit er vollständig überzeugt war. Der irdische Mensch wird im Gebete ein edlerer und höherer Mensch: sein Blick erweitert sich, er erfafst seine Aufgabe und sein Ziel richtiger und sicherer; er wird, weil er sich auf Gott stützt, muthig, geduldig und beharrlich; er fühlt sich durch eine höhere Kraft getragen und zieht Gottes Segen auf seine Unternehmungen herab.

Eine geschichtliche Episode aus der Reformationszeit.

Nach dem Sturze Robespierres (28. Juli 1794) hörte die Schreckensherrschaft auf, aber die Lage der katholischen Kirche wurde nicht besser. Wohl ließ die Regierung die ausgewanderten Priester zurückkehren, erließ jedoch an die Kommissäre eine Verordnung, in welcher die Weisung enthalten war: „Ermüdet ihre Geduld, umgebt sie mit Spionen, die sie am Tage verfolgen, in der Nacht beunruhigen; laßt ihnen keinen Augenblick Ruhe.“ Die Priester, die man ertappte, wurden erschossen. Auf das Einfangen eines Priesters wurde, wie unter Robespierre, eine Prämie von 100 Frank gesetzt. Damals lebte und wirkte zu Ernolsheim im Elsaß ein Pfarrer, Brunno Liebermann, der später Domprediger und Regens des Priesterseminars in Straßburg und hernach General-Bischof in Mainz wurde. In der theologischen Welt ist er durch sein dogmatisches Werk rühmlichst bekannt. Die Priesterhetze wurde im Elsaß nicht weniger als in den übrigen französischen Provinzen geübt; die Gefängnisse wurden mit Priestern gefüllt, namentlich mit Greisen und Kranken; die fliehen konnten, eilten über die Grenze; viele aber, unter ihnen Liebermann, blieben ihrem Volke zum Troste und zur Stütze zurück.

Wie konnte aber der Pfarrer zu Ernolsheim die Seelsorge ausüben? Tag und Nacht war er von Häschern nicht sicher. Er mußte sich ganz verborgen halten und insgeheim die Pflichten eines treuen und guten Hirten erfüllen, die Kinder taufen, die Sterbenden mit den heiligen Sakramenten versehen, das heilige Opfer der Messe für die Gläubigen darbringen. Aber der in demselben Pfarrorte angestellte Lehrer, Namens Müller, leistete ihm dabei Hilfe und Unterstützung in großartiger, höchst bewunderungswürdiger Weise.

Dieser hochherzige Lehrer gewährte dem verfolgten Priester mit zuvorkommender Liebe eine Zufluchtsstätte im Schulhause; auch weilte dieser sehr gern in der Familie des frommen Gastfreundes. Allein Müller war wegen seiner guten Gesinnung anrücklich bei der Polizei, und

die Räumlichkeiten des Schulhauses eigneten sich sehr wenig zum Verstecke. Liebermann wollte und konnte es nicht darauf ankommen lassen, daß seinetwegen der opferwillige Lehrer zu leiden hätte; der ohnedies wegen seiner bekannnten Glaubensstreue in seiner Stellung bedroht war. Deshalb suchte der Pfarrer bald da, bald dort eine Zufluchtsstätte, wo eben noch die größte Sicherheit zu finden war.

Müller brachte ihm jedoch die größten Opfer, daß er ihn bei seiner seelsorglichen Thätigkeit mit außerordentlichem Eifer und Muthe unterstützte. Wenn Liebermann verkleidet, meist bei Nacht, zu seinen Pfarrkindern oder auch auf abgelegenen Pfaden in die umliegenden Dörfer ging, um seines Amtes zu walten, dann war Müller sein gewöhnlicher Begleiter. War der Vater verhindert, so vertrat ihn sein 15-jähriger Sohn Ludwig; und wußte man, daß die Gendarmen in der Nähe schwärmten, dann trug seine Tochter Cäcilia die zum Versehen der Sterbenden oder zum Taufen oder zum Messelesen nöthigen Paramente in einem Korbe auf Umwegen voraus. Seine Streifzüge führten ihn auch in seine Vaterstadt Malsheim. Wenn er in diese, mit einer Ringmauer umgebenen Stadt berufen wurde, dann marschirte er mit Ludwig, dem ältesten Sohne des Lehrers, auf den Stadtgraben los, bei dem die Ringmauer eine Oeffnung hatte. Der Knabe schlüpfte durch und fand innen eine Leiter, die dem Priester hinauszureichte; dann erstieg dieser die Mauer seiner Vaterstadt bei Nacht und Nebel, spendete die heiligen Sakramente und kehrte vor Hahnenschrei mit seinem jungen Führer zurück.

Die Boten, welche von allen Seiten Liebermann zu den Hilfsbedürftigen und Sterbenden riefen, kamen nicht zu ihm selbst, weil seine Zufluchtsstätte verborgen bleiben mußte, sondern zu dem Lehrer Müller, der dann dem Pfarrer Nachricht gab und ihn auf dem Wege entweder selbst begleitete, oder durch seinen Sohn begleiten ließ. Es war zwischen beiden das Uebereinkommen getroffen, sich unter einem

genau bezeichneten Baume zu treffen. Da stattete der Lehrer Bericht über die Anmelbungen von Kranken, von da gingen sie zusammen, ihr Liebeswerk zu verrichten. Indeß sie auf den Feldpfaden, durch Nebgelände, an Bächen, über Mühlstege, nicht selten bei Regengüssen und heftigen Winden, unter beständiger Gefahr, von den Häschern erwischt zu werden, nächtlicher Weile dahinschritten, durchschauert von dem Gedanken an die Gegenwart Jesu Christi, welchen der Priester auf der Brust trug, beteten sie den Rosenkranz mit dem Besage: „Hochgelobt und gebenedeit sei Jesus

im allerheiligsten Sakramente des Altars!“ Wenige Nächte vergingen ohne einen solchen Ausflug.

Drei Jahre dauerte die Verfolgung, stets war Liebermann bereit, auch unter äußerster Gefahr, den Sterbenden zur Hilfe zu eilen, stets war Müller bereit, seinem Pfarrer zur Seite zu sein. Was sollen wir mehr bewundern und preisen, den apostolischen Eifer des todesmuthigen Priesters oder die edle, hingebende Liebe des gleich unerfrockenen Lehrers?

Die Schatzjungfrau.

Eine Höhlen- und Seegegeschichte von P. Paul Mathies, S. J.

Alle Rechte vorbehalten.

(Fortsetzung.)

Der Pastor hatte mit wachsendem Interesse zugehört.

„Jetzt ahne ich das Ende,“ unterbrach er den Lord, „es war keine Leiche, die sie fanden, sondern mein armer, erstarrter Niels.“

„Sie errathen das Richtige. Wir sahen bald, daß der Junge noch athmete, und riefen ihn wieder ins Leben. Anfangs konnten wir uns nicht mit ihm verständigen, er kannte unsere Sprache ebensowenig, wie wir die seine. Wir liefen nach Southampton ein, und dann brachte ich meinen kostbaren Fund in das Hospital der Alexianer. Er hatte nämlich einen Fuß gebrochen und litt große Schmerzen.“

„Zu den Alexianern?“ fragte der Pastor.

Niels gab selbst die Erklärung:

„Es sind Ordensleute, die sich der Krankenpflege widmen. Meiner Münze wegen, die ich nicht verloren hatte, hielt man mich für katholisch.“

„Ganz recht,“ sagte der Lord, „jetzt erzähle du nur weiter.“

„Man pflegte mich ausgezeichnet. Bald kam auch ein Bruder, der mich verstehen konnte,

da er den plattdeutschen Dialekt der Ostfriesen sprach. Er war ein Deutscher. Bald fragte er mich, ob ich nicht einmal beichten wollte. Ich wußte gar nicht, was er damit meinte. Er fragte weiter und allmählich entdeckte er, daß ich kein Katholik sei, was er sehr bedauerte. Jeden Tag kam er und dann plauderten wir über dieses und jenes. Ich erzählte ihm auch meine Geschichte von der Jungfrau und dem Schatze in der Fositeshöhle, weil er immer wieder fragte, woher meine Münze stamme. Nun, Herr Pastor, ich weiß nicht, mit welchen Gefühlen Sie den Ausgang der Sache hören werden . . .“

„Lasse dich nicht stören, Niels,“ versetzte der Ungeredete lebhaft, „ich weiß ja bereits, daß du katholisch wurdest. Es setzt dich in meinen Augen nicht herab. Nur weiter!“

„So will ich kurz das Ende berichten. Als ich gesund war, holte mein Lebensretter mich ab und . . .“

Der Lord fiel ihm in die Rede: „Das ist ja nicht mehr interessant, was jetzt folgt.“

Aber, Vater, jetzt kommt ja das Schönste.

Mein von deiner Liebe und Großmuth darf ich nicht schweigen.“

Es half dem Lord kein Protestieren. Niels fuhr lächelnd fort:

„Mein Retter nahm mich auf sein Landgut und — als ich damit zufrieden war — ließ er mich erziehen und unterrichten.“

„Ja,“ sagte der Lord, „ich konnte mich von dem freundlichen und heiteren Knaben nicht mehr trennen. Meine Frau starb sehr jung, mein Sohn nahm sich das Leben, Verwandte hatte ich nicht, aber Reichthum und zeitliche Güter in Menge. Nach fünf Jahren adoptierte ich meinen jungen Freund, der mir meine Einsamkeit und mein Alter verfüßt hat.“

Niels küßte seinem Wohlthäter die Hand und dieser legte den Arm um seinen Nacken.

Der alte Pastor war ganz gerührt. Keiner wagte die Unterhaltung fortzusetzen. Endlich begann der Lord:

„Gott selber schickte mir diesen Sohn. Ich hatte Gelegenheit, an Nick wieder gutzumachen, was ich an meinem leiblichen Kinde versäumt.“

Der Pastor sah verwundert auf, aber er mochte nicht fragen. Lord Welstone war einige Augenblicke in tiefes Nachdenken versunken. Dann sagte er leise und schmerzlich:

„Als Lady Welstone im dritten Jahre unserer Ehe starb, war mein armer Harry noch ein schwaches, hilfloses Kind. Ich mußte ihn fremden Händen anvertrauen und war leichtsinnig genug, mich um seine Erziehung wenig zu kümmern. Ich selbst trieb mich in Klubs, auf den Rennplätzen und auf der Jagd herum und merkte nicht, welche Wege mein einziges Kind geführt wurde. Mein Reichthum bot Harry, als er heranwuchs, die Gelegenheit, allen erlaubten und unerlaubten Vergnügungen zu fröhnen — und mir gefiel es, daß der Erbe meines Namens, der letzte meines Stammes unter der jungen Weltbevölkerung Englands den Ruf eines vollendeten Kavaliere und ausgezeichneten Gesellschafters genoß . . . ich bestärkte ihn in seinen Ansprüchen und — in seinen Lastern. Da unsere Familie katholisch war, so erhöhte unser 'Liberalismus' in den Augen gewisser Leute unser Renommee . . . Wir lebten, als Harry erwachsen war, nicht mehr wie Vater

und Sohn, nein, fast wie zwei Kameraden, die gleiche Interessen, gleiche Gesinnungen und gleiche — Sünden, ja wehren Sie nicht ab, Herr Pastor! — die gleichen Sünden unzertrennlich gemacht hatten. Doch, ich ermüde Sie. Hören Sie das Ende. Harry wollte eine Tänzerin vom Drury-Lane Theater in London heirathen . . . ich versagte meine Einwilligung auf das entschiedenste. Ein Lord Welstone durfte keine hergelaufene Person zu seiner Gemahlin machen, er mußte in die ersten Pairsfamilien des Königreiches hineinheirathen . . . aber der Junge war wie blind und taub . . . es erfolgte ein Bruch zwischen Vater und Sohn . . . Harry entfloß mit der unglücklichen Person nach Paris . . . bald erfuhr ich, daß er sie und dann sich selbst in einem Hotel zu Nizza erschossen.“ Niels unterbrach den Lord: „Schone dich, Vater. Was willst du die Vergangenheit wieder zurückrufen?“

„Ich bin ganz ruhig, Nick, mein lieber Junge! Herr Pastor, Gott gab mir die Gnade, daß ich mich nach so schrecklichen Erfahrungen bekehrte. Ich zog mich gänzlich aus der Gesellschaft zurück und lebte auf meinen Gütern wissenschaftlichen Arbeiten. Meine einzige Erholung waren meine Seereisen. Ich war mehrere Monate im Jahre auf meiner Dampfyacht unterwegs. Wir fischten und stellten naturwissenschaftliche Experimente an. Zwei Gelehrten gewährte ich jederzeit freie Station an Bord. Mein Geist war abgelenkt, aber mein Herz blieb krank. Endlich, ich war schon fast sechzig Jahre alt, sandte mir die Vorsehung Gottes wieder einen Sohn. Nick ist wirklich mein Ein und Alles geworden. Ueber ihn könnte ich fast das Leid meiner besten Jahre gänzlich vergessen.“

„Und besser vielleicht wie ein leiblicher Sohn hatte ich es in Welstone-Hause bei meinem Vater, der mich, den armen Waisenknaben, erziehen und ausbilden ließ.“

Pastor Hansen freute sich, nach der Erzählung des Lords auf Niels kommen zu können. Das offene Geständniß des vornehmen Herrn setzte ihn einigermaßen in Verwirrung. Deshalb wandte er sich an Niels:

„Boh tausend, Junge, am Ende muß man dich jetzt Mylord nennen?“

„Herr Pastor, machen Sie doch keine schlechten Scherze! Ich bin und bleibe für Sie und alle, die Gottes Barmherzigkeit in meinem Schicksal anerkennen, ganz einfach der ‚lustige Niels‘ und nichts weiter.“

Der Lord fügte lächelnd hinzu :

„Deinen künftigen Pfarrkindern darfst du das aber nicht sagen.“

„Wa—a—as?“ pläzte jetzt der Pastor heraus. „Pfarrkinder?“

„Ah so,“ sagte Niels, „Sie wissen nun, daß ich katholisch wurde. Es kommt aber noch besser. Ich lernte in England — zum Theile auch auf Reisen mit meinem guten Vater — die heilige Kirche immer mehr kennen und lieben . . . vor einigen Jahren, als mein Vater mich an Sohnes Statt annahm, kam mir zuerst ein leiser Zweifel, ob ich meinen stillen Herzenswunsch, der mir seit meiner ersten heiligen Kommunion keine Ruhe ließ, nun wohl noch ausführen könnte: nämlich Priester zu werden. Ich sprach mich aber frei mit meinem Vater darüber aus . . .“

„Und ich,“ ergänzte der Lord, „war froh, Gott einen Sohn schenken zu dürfen, nachdem ich ihm das Herz meines ersten Kindes entfremdet hatte. Nick studirte zu Innsbruck und Rom und hofft, im nächsten Jahre die Priesterweihe zu erhalten. Dann wird er sich in England dem Kardinal Manning zur Verfügung stellen, der ihm bereits sehr gewogen ist.“

Nun war aber der Pastor ganz außer Fassung. Wie die alte Magd, entdeckte auch er jetzt, daß „der Junge glatt rasiert war wie eine Seescholle.“

Niels kam seiner Verlegenheit zu Hilfe :

„Sie sind jetzt sicher ganz außer sich, daß die Papisten in Ihre stille Pfarrwohnung eingedrungen sind, zumal ein angehender römischer Priester . . .“

Aber der Pastor wehrte ab : „Gott bewahre mich vor der Sünde,“ sagte er ernst, „meinen Freunden, wegen ihrer Ueberzeugung gram zu sein. Wir sprechen später über das alles. Aber eines muß ich dir doch zeigen.“

Er stand auf und führte Niels an die Thüre seines Schlafzimmers. „Warte einen Augenblick, bis ich Licht gemacht habe.“ Dann ging er allein in die Kammer und Niels wartete stumm auf der Schwelle. Auch der Lord kam heran. Plötzlich machte der Pastor von innen die Kammerthüre auf und sagte : „Nun schau hinein !“

An einer Wand, gegenüber der Thüre, stand auf zierlich geschnitztem Postamente eine Muttergottesstatue, von brennenden Kerzen umstrahlt.

„Wie?“ rief Niels freudig überrascht aus, „das ist ja n e i n e Jungfrau aus der Joseshöhle !“

Der alte Pastor kam langsam und feierlich näher :

„Niels, du erkennst sie wieder. Wähne nicht daß ich römisch geworden bin; ich sterbe in dem Glauben, in dem ich geboren wurde. Aber ich bete den Sohn Gottes trotz der jungen neumodischen Herren von der Universität mit festem Glauben an: muß ich da nicht auch seine Mutter ehren? Meine selige Frau hat das Bild damals gekauft, als du eben von der Insel verschwunden warst — wir hielten es immer werth. Bis zu ihrem Tode haben wir jeden Abend vor der Jungfrau gebetet, die uns den Erlöser geschenkt hat. Und sie hat sicher für uns ihre Fürbitte eingelegt: wir waren stets heiter und zufrieden. Ich weiß auch aus der alten Kirchenbibliothek, die alle Stürme der Reformation überdauerte, was die älteste Kirche durch ihre Väter und Bischöfe lehrte. Es ist nicht Luthers Glaube. Aber ich darf es den Leuten nicht von der Kanzel sagen, was ich in einsamer Stunde in meinen Büchern finde. Die jungen Prediger, die manchmal vom Festlande herüberkommen, glauben rein gar nichts mehr, nicht einmal, daß Christus der Sohn Gottes sei. Und darum lästern sie seine liebe Mutter um so mehr und gönnen ihr keine Ehre. O, sie wissen nicht, was sie thun. Doch ach . . . ich bin zu alt und stehe dem Grabe so nah, sonst —“

Er brach ab, denn er sah, daß Lord Welstone und Niels niedergekniet waren. Er that es ihnen nach.

Der junge Kleriker betete laut das „Salve Regina.“ Dann erhoben sie sich, der Pastor löschte die Kerzen aus und die Magd wurde gerufen, um den Fremden ihre Zimmer zu zeigen. Es war Mitternacht geworden. Der Lord lag bald in tiefem Schlummer. Aber we-

der der Pastor noch Niels fanden Ruhe. Sie beteten beide in ihrer Kammer, doch keiner wußte von dem andern. — —

Am anderen Morgen suchte Niels die alte Anke auf. Sie war ganz gelähmt, und Jasper gestorben. (Schluß folgt.)

Maria wird uns hinüberhelfen.

In rasender Eile fuhr der Auswandererzug durch die nordamerikanischen Steppen dahin. Er war dicht besetzt, und der größere Theil der Passagiere war auf der Reise nach der großen Handelsstadt San Franzisko am Stillen Ozean begriffen. Der größere Theil der gewaltigen Strecke war bereits zurückgelegt, doch hatte man eine ungleich gefährlichere Fahrt vor sich, nämlich die Fahrt durch das Stromgebiet des Kolorado, der alljährlich im Frühlinge reißend anschwillt und weit und breit alles überschwemmt. Und gerade jetzt waren Meldungen eingelaufen, daß der erwähnte Bergstrom wieder über seine Ufer getreten sei und große Verheerungen angerichtet habe. Die große Eisenbahnbrücke, welche über denselben führte, hatte erst vor zwei Wintern arge Beschädigungen erlitten; sie war aber wieder ausgebeßert und ein weiteres Unglück war nicht vorgekommen; gleichwohl war beim Ueberfahren dieser Brücke die äußerste Vorsicht geboten. —

In einem der dichtbesetzten Wagen bot sich ein buntes und zugleich wüßtes Bild dar. Der größte Theil der Auswanderer suchte durch Lärm die Angst zu übertäuben, die sich hie und da doch bereits bemerkbar machte. Andere hatten im Eifer des Spieles kaum acht auf die nahe Gefahr. Singen, Schreien und Fluchen klang wirr durcheinander und die Flasche kreisete beständig.

Abseits von der wüßten Masse saßen zwei junge Mädchen anscheinend Geschwister. Sie kamen von St. Louis und wollten nach San Franzisko, wo ihnen durch die Vermittelung ihres Pfarrers Stellung und Unterkommen

besorgt war. Sie hielten sich gänzlich fern von der lauten Unterhaltung, unbekümmert um die spöttischen Reden und Blicke der Nachbarn.

Wiederum war eine Station erreicht, die vorletzten vor der verhängnißvollen Brücke. Etliche stiegen aus, andere kamen an ihre Stelle. Weiter ging's wieder durch die Dunkelheit. Allmählich wurden indessen Stimmen laut, man solle die gefährliche Fahrt nicht wagen. Andere widersprachen und beruhigten sich und die übrigen damit, daß ja bislang ein Unglück auf der Brücke nicht stattgefunden habe. Bald war der Lärm wieder allgemein, nur die beiden Mädchen verhielten sich still und ruhig. Ein junger Mann besaß sogar die Berweglichkeit, umherzugehen und bei jedem einzelnen den Pulsschlag zu untersuchen, wobei er spottend bemerkte, er wolle auf diese Weise feststellen, wer die größte Angst vor der Hölle habe. So kam er auch an die betenden Mädchen, die ihn indessen entschieden zurückwiesen.

„Wir haben durchaus keine Angst,“ sagte das ältere Mädchen gelassen.

„Was habt Ihr denn da in den Händen?“ fragte der freche Bursche.

„Ist es Euch unbekannt, so braucht Ihr darum nicht darüber zu spotten. Wir beten zu unserer himmlischen Mutter und haben das feste Vertrauen, daß sie uns in der Gefahr beistehen wird. Wir sind gänzlich ohne Furcht. Maria wird uns hinüberhelfen!“

Der junge Mann brach in ein schallendes Gelächter aus, das bald die ganze Gesellschaft um die beiden Jungfrauen versammelte.

„Sehet!“ rief der junge Spötter, „diese Damen haben keine Furcht vor der Hölle, sie

denken mit ihrem Rosenkranze lebendig in den Himmel aufzufahren.“ Eine Fluth von Spottreden brach über die beiden Mädchen herein.

Wieder ein Pfiff der Lokomotive — der Zug erreichte die letzte Station vor der Brücke. Eben hat der von der anderen Seite gekommene Kurierzug dort gehalten, und der Lokomotivführer hatte erklärt, er habe nichts an der Brücke wahrgenommen, was zu Befürchtungen Anlaß geben könnte. Freilich, setzte er hinzu, er habe die größte Schnelligkeit benutzt, um recht bald über die gefürchtete Brücke hinwegzukommen.

Ein Grund zur Befürchtung schien nicht vorzuliegen. Die Fahrt ging weiter. Jetzt gab die Lokomotive von neuem ein Signal: man war am Orte der Gefahr angekommen. Der Lärm in dem beschriebenen Wagen war geradezu unbeschreiblich. Aber plötzlich verstummte er: kurze, schrille Pfliffe, schallten schauerlich durch die Nacht, es waren Nothsignale der Lokomotive. Mit Zittern nahm man wahr, wie der ganze Bau schwankte und sich zur Seite neigte. Noch ein lauter Pfiff, ein entsetzliches Krachen, Poltern und Tosen — darauf Stille, wie vordem. Die Brücke war zusammengestürzt und gegen zweihundert

Menschen lagen in den Fluthen des Kolorado begraben.

* * *

Als nicht lange nachher das Wasser des Kolorado wieder in sein gewohntes Bett zurückgekehrt war, traf sogleich eine Kommission zur Besichtigung der Unglücksstätte ein. Aus dem Ueberreste der Brücke war zu schließen, daß dieselbe schwerer beschädigt war, als man geglaubt hatte und daß der Kurierzug, den wir eben erwähnten, nur wie durch ein Wunder wohlbehalten die Brücke passirt hatte.

Man machte sich darauf ans Werk, um den Bahnzug aus den Wogen zu heben. Aber nur zwei Wagen waren erhalten geblieben, alles übrige war zertrümmert. Das Innere der Wagen bot ein gar schauerhaftes Bild dar. Unter den vielen Leichen fand man auch die der erwähnten beiden Mädchen: ihren Rosenkranz fest um die Hand geschlungen. Betend waren sie in den Tod gegangen, in dem festen Vertrauen: Maria wird uns hinüberhelfen. Freilich nicht über die Stätte irdischer Gefahr war ihnen hinübergeholfen, dafür aber dürfen wir hoffen, daß Maria ihnen Beistand geleistet hat bei dem Hinwegschleiden aus diesem Leben ins bessere Jenseits.

Wie unser jetziger, so ruhmreich regierender Papst Leo XIII. ein Verehrer des heiligen Rosenkranzes ist und uns wiederholt denselben so dringen wie liebevoll anempfohlen hat, so sprach auch Pius IX., glorreichen Andenkens, öfters von dem heiligen Rosenkranze und bad unter anderem einmal eine Schar frommer Pilger, deren Rosenkränze er segnete: „Saget es nur allen Katholiken, die ihr sehet, daß der Papst sich nicht darauf beschränkt, Rosenkränze zu segnen, sondern daß er ihn auch alle Tage betet und seine Kinder freundlichst einladet, es zu machen, wie er.“

Es sind nicht unsere Generale, noch unsere Bataillone, noch unsere Waffen, die uns den Sieg verschafft haben; wir müssen ihn vielmehr

zuschreiben unserer lieben Frau vom Rosenkranz.“ — so schrieb ehemals der Senat der Republik Venedig.

Gott hatte unsern Stammeltern, neben der herrlichen, zu unserer Natur gehörigen Ausstattung, das hohe Gut der heiligmachenden Gnade verliehen. Durch dieses Gut ward der Mensch hinausgehoben über die natürliche Sphäre aller geschaffenen Wesen; er ward in gewissem Sinne zur Theilnahme an der göttlichen Natur zugelassen, ward in besonderer Weise das Ebenbild Gottes, Kind Gottes. Diese heiligmachende Gnade sollte das Samenkorn sein, aus welchem die Glorie, die Anschauung Gottes hervorzugehen hatte.

Die Weihnachts = Mlette.

(für die „Rundschan“ geschrieben.)



Da ist sie die hehre, die heilige Nacht!
Der Himmel erstrahlet in schweigender Pracht,
Es ziehen die Wölkchen wie Schäflein herauf
So leuchtend, so stille; nichts hemmt ihren Lauf.
Es blinken die Sterne so lieblich darein
Und winken den Seelen zum Himmel hinein.
Da horch! Was ist das für ein nächtlicher Ruf;
Ein Ton, den die echerne Glocke wohl schuf?
Ja richtig; ein zweiter, ein dritter klingt her;
Schon wogt durch die Lüfte ein tönenbes Meer:
Es singen die Glocken den schönen Choral
Von Christi Herabkunft in Bethlehems Thal.

Da wird es lebendig. Von nahe und fern
Eilt Alles frohlockend zum Hause des Herrn
Zu feiern in dessen lichtfluthender Pracht
Das süße Geheimniß der seligsten Nacht.
Schon ziehen die Mönche in Paaren hervor
In heiliger Freude zum strahlenden Chor.
Und dort nun beginnt — ich sag nicht zu viel —
Ein wahrhaft bezaubernd', ein himmlisches Spiel.

Erst klingt durch der Psalmen hochwürdigen Sang
Des Invitatoriums jubelnder Klang;
Dann wallen, wie Hirten auf Bethels Gefild,
Cantores zum Pulke und singen so mild
Und singen so lieblich in's Herz uns hinein,
Daß Christ uns geboren als Kindchen gar klein,
Und wieder der Psalmen stets wechselnder Sang,
Und wieder das Wallen, noch süßer der Klang,
Bis endlich durchbrauset in vollem Accord
Ein mächtig Te Deum den heiligen Ort.

Nun drängen die Schaaren; es woget und wallt
Zum hohen Altare. Die hehre Gestalt
Des ehrwürd'gen Abtes erscheint auf dem Thron:
Er singt uns das Stammbuch vom göttlichen Sohn.

Dann wieder ein Wenden und Wogen der Reih'n ;
Es treten Leviten und Priester herein,
In lichten Gewanden umkreiset die Schaar
Wie Gelbes des Himmels des Höchsten Altar. —
Das Opfer beginnt ; es würzet die Luft
Gesegneten Rauches wohlriechender Duft.
Es beuget voll Ehrfucht das Volk nun die Knie'
Und lauschet voll Andacht des Chors Melodie.
Jetzt rauschet, begleitet vom lieblichem Klang
Der mächtigen Orgel, der Engel Gesang
Von Bethlehems Fluren durch's heilige Haus
Weit tragen die Glocken in's Land ihn hinaus.

Da endlich ermahnet ein silberner Ton,
Daß uns auf ein Neues geboren Gott Sohn.
Voll Liebe und Sehnsucht blickt Alles jetzt auf ;
Die Sonn' der Gerechtigkeit steigt dort herauf :
Es hebet der Priester in bebender Hand
Der göttlichen Liebe hochheiligstes Pfand.
Und Jesus sieht segnend all' Alle herab
Schickt Ströme von Segen als festliche Gab.
Ja mehr noch : Er selbst ist zu kommen bereit,
Zu Allen, die Ihm ihre Herzen geweiht.
Anbetend Ihm danken, uns liebend Sein' freun,
Wird unsere höchste Wonne nun sein.

Indessen entsteiget in strahlendem Kranz
Die Sonne dem Frühroth : Es schwindet der Glanz
Der nächtlichen Feier und all ihrer Pracht —
Doch uns bleibt der Segen der heiligen Nacht.

Rev. Wilibrord, O. S. B.



Seine erste Weihnacht.

Von P. Hieronymus, O. C. C.

Es war ein nasskalter Novembertag, der Wind piff scharf durch die kahlen Äste der hohen Bäume, und wer nicht gerade dringende Geschäfte hatte, wagte sich kaum auf die Straße. Herr Goldstein der ein schönes Haus in einer der Vorstädte bewohnte, hatte schon mehrere Tage lang das Zimmer hüten müssen, denn er hatte sich stark erkältet und der Hausarzt hatte ihm abgerathen nach der Stadt zu fahren, weil er sich sonst leicht eine Lungenentzündung zuziehen könnte. Die Schule war nicht weit von seinem Hause entfernt und die Kinder waren eben von dort zurückgekommen; sie saßen traulich um ihren Vater im Familienzimmer und waren damit beschäftigt ihre Schulaufgaben für den folgenden Tag zu studiren. Auf einmal schellt es an der Hausthüre; ein Mann anscheinend in den vierziger Jahren stehend, meldet dem Dienstmädchen, das ihn eingelassen, daß er Herrn Goldstein zu sprechen wünsche. Der Hausherr, der die Stimme des Eintretenden sofort als diejenige seines Freundes Sternberg erkannt hatte, kam sogleich nach der Thüre — einen Augenblick stand er ganz überrascht, dann streckte er ihm freudig die beiden Hände entgegen und grüßte seinen Freund mit der ihm eigenen lebenswürdigen Zuverlässigkeit: „So, so, das ist recht, daß Sie uns endlich einmal wieder besuchen; ich glaubte schon Sie seien uns gram geworden, weil Sie unser Haus so lange Zeit gemieden haben. Aber sagen Sie einmal, was ist das, daß Sie so niedergeschlagen und bekümmert aussehen? Steht es etwa nicht gut mit ihrer Gesundheit?“ Herr Sternberg zögerte einen Augenblick mit der Antwort, dann begann er leise, als fürchtete er von Jemand überhört zu werden: „Nun gerade krank bin ich nicht wenigstens nicht körperlich; aber ich habe halt immer noch nicht gefunden, was ich nun schon die paar letzten Jahre unablässig suche.“

„Beruhigen Sie sich nur und kommen Sie mal einstweilen mit mir“ entgegnete Herr Goldstein, und er nahm ihn damit beim Arm und brachte ihn nach dem Familienzimmer. Als er dort eingetreten sagte er zu seinem Fritzchen, einem muntern, gewekt dreinschauenden Bübchen: „Geh, ruf schnell die Mutter und sag' ihr Herr Sternberg sei eben hier angekommen.“ Der Kleine entfernte sich augenblicklich und es dauerte auch nicht lange, da kam Frau Goldstein und grüßte in der ihr eigenen herzlichen Weise und nachdem sie sich nach seinem eigenen Befinden erkundigt, befragte sie ihn über seine Kinder und sie war sehr erfreut, daß er ihr gute Nachricht darüber mittheilen konnte. Dann schob sie ihm einen Schaukelstuhl in die Nähe des Kamins und lud ihn zum Sitzen ein.

„Ehe wir nun über etwas Anderes sprechen will ich Ihnen vorerst mittheilen, daß ich Ihre Einladung voriges Jahr absolut nicht annehmen konnte: meine Verhältnisse ließen das damals nicht zu“, versetzte Herr Sternberg. „Nun aber komme ich ungeladen zu Ihnen, und wissen Sie auch warum ich jetzt so unversehrt zu Ihnen komme?“

„Nun das wird nicht so schwer zu errathen sein, Sie sind eben von Europa zurückgekommen und wollen nun nachholen, was Sie voriges Jahr versäumt haben.“

„Ganz recht! aber es ist diesmal mehr als ein einfacher Besuch was mich nun zu Ihnen geführt hat. Ich komme in einem gar wichtigen Anliegen und ich möchte Sie darin um ihren Rath bitten“ sagte er leise, und bei diesen Worten sah er seinen Freund mit einem kurzen aber bedeutungsvollen Blick an.

„Nah, Rath wolen bei mir!“ entgegnete Herr Goldstein; „aber warum gehen Sie dann nicht lieber zu einem Advokaten? Sind Sie am Ende gar in einer Spielhölle gewesen und sehen etwa einem bevorstehenden Bankrott

entgegen“ fuhr der Hausherr in der ihm eigenen sarkastischen Weise fort.

„Nichts von alledem, meine finanziellen Verhältnisse stehen gegenwärtig besser als je: und selbst, wenn ich damit auch nicht so gut stände, ich würde mir darüber gar keine Sorgen machen; der Frieden und die Ruhe meines Gewissens ist mir lieber als alle Schätze der Welt. Schon seit Jahr und Tag grübelt es in meinem Herzen und ich kann nicht zur Ruhe kommen; je mehr ich nach der Wahrheit forsche desto weiter scheine ich davon mich zu entfernen.“

„Nun das thut mir leid, daß Sie nie zur Ruhe kommen können: doch will ich Ihnen hier gleich erklären wie das kommt. Einmal sind Sie zu spitzfindig und zu voll von jüdischen Vorurtheilen; dann aber beten Sie nicht: denn sonst würde Gott ihre Zweifelswolken mit dem Lichte seiner Gnade verschleuchen. Dann fehlt es bei Ihnen auch mehr oder weniger am guten Willen, Sie wollen einfach nicht überzeugt werden. Es ist sonderbar, wie ein Mann von Ihrem Verstand den Entwicklungsgang seiner Gedanken oft von den geringfügigsten Sachen beeinflussen läßt. Sie sind eben ein Mann wie es deren so viele gibt in diesem Lande und Sie werden niemals mit diesen Fragen ins Reine kommen, wenn Sie nicht zum Gebet ihre Zuflucht nehmen.“

„Aber Sie sagten mir doch selbst, daß man sich nur aus voller Ueberzeugung der Kirche anschließen dürfe“ entgegnete der Angeredete.

„So helfen Sie mir jetzt wenigstens mit Ihrem guten Rath und ich verspreche Ihnen, daß ich Ihre Anweisung genau befolgen werde.“

Sie wollten noch weiter reden, doch da wurde das Abendessen angesagt und das brach dann für die Zeit das Gespräch ab. Bei dem Abendessen selbst unterhielt man sich über die Erlebnisse des letzten Jahres, über die eben stattgehabten Wahlen und dergleichen. Wir wollen nun den Leser etwas näher mit den verschiedenen Persönlichkeiten bekannt machen. Herr Sternberg ist ein Mann noch in den besten Jahren und war mit seinen Eltern im Anfang des Bürgerkrieges in Amerika eingewandert. Schon frühe waren sie mit der Familie Gold-

stein bekannt geworden und die Söhne beider Familien verbrachten mehrere Semester an der Universität Harvard, wo sie sich immer enger aneinander angeschlossen. Während dieser Zeit kam es manchmal vor, daß sie in ihrer freien Zeit auch auf die Religion zu sprechen kamen, der sie Beide — jeder in seiner eigenen Weise sehr zugethan waren. Goldsteins Eltern waren früher selbst Juden gewesen, waren aber beide schon im zweiten Jahre nach ihrer Hochzeit zum Christenthum übergetreten und brachten selbstverständlich auch ihre Kinder in dieser Religion auf und ließen sie sorgfältig darin unterrichten. Sie hatten nur den einen Sohn und dann noch vier jüngere Töchter. Aber dieser Sohn, dem sie in der Taufe den Namen Christopher beigelegt hatten, war von seiner katholischen Religion so fest überzeugt, daß er es als seine Aufgabe betrachtete, den Juden, mit denen er zufällig in Verkehr kam den Weg zum Christenthum zu bahnen. So hatte er es auch besonders auf der Universität auf den jungen Sternberg abgesehen, den er mit seinen schlagenden Beweisen wohl auch von der Unhaltbarkeit der Synagoge überzeugte und ihm nachwies wie sie sich selbst überlebt habe; zum Uebertritt in die christliche Kirche war er aber nicht zu bewegen. Der alte Sternberg hielt fest an den Regeln des Talmud und er beschwor auch seinen Sohn von der Lehre der Väter nicht abzulassen so widersprechend und unhaltbar auch Manches darin scheinen möchte. Wie einer der am Ertrinken ist, sich an einen Strohhalme festzuhalten sucht, so versuchte auch er sich an die unhaltbaren Satzungen der veralteten Synagoge festzuklammern und er starb ohne den christlichen Glauben auch nur einer Beachtung werth zu halten oder ihn etwas näher zu untersuchen.

Der Sohn sah nun wohl ein, daß das Judenthum nicht der rechte Weg sei, der zum Himmel führt; darum brach er auch allen Verkehr mit dem Judenthum ab, die christliche Religion aber anzunehmen, dazu konnte er sich jetzt noch nicht entschließen und so war er nach und nach in ein geistiges Labyrinth hineingerathen aus dem er keinen Ausweg finden konnte. In seiner Seele entstand eine große Lücke, die ihm oft die größten Qualen verursachte; schmerz-

lich empfand er die öde Leere in seinem Herzen, die innere Zerfahrenheit mit sich selbst und er verwünschte den Tag an dem er sich zum ersten Mal in eine Erörterung über Religionszachen eingelassen hatte. Indessen gab er die Hoffnung noch nicht auf, daß er doch schließlich auf den rechten Weg gelangen werde. Auf seiner Reise nach Italien hatte er sich auch längere Zeit in Rom aufgehalten und was er dort sah und hörte, hatte viel dazu beigetragen, daß viele seiner bisherigen Vorurtheile schwanden und so kam es, daß ihm jetzt das Christenthum in einem viel günstigeren Lichte erschien als dies bis dahin der Fall gewesen.

Als das Abendessen vorüber war, bemerkte Frau Goldstein zu ihrem Mann, daß ihr Gast sehr blaß sei und er ihr überhaupt so aufgeregt vorgekommen sei und sie fragte ihn nach der Ursache. „Ich weiß auch einstweilen noch nicht genau was es eigentlich ist was ihn so drückt, aber ich werde ihn schon darüber befragen. Ich denke es ist dies eine Folge seiner religiösen Kämpfe und ich denke wir sollten ihm etwas behilflich sein, daß er endlich einmal mit sich in's Reine kommt.“

Am Abend unterhielt man sich noch einige Stunden über Venedig und Venedig, doch schien der Gast immer mehr zum Sprechen geneigt, so bald einer der Religionspunkte das Thema des Gesprächs bildete. Da er von der Reise etwas abgemattet und müd zu sein schien, so rieth man ihm, nicht so lange aufzusitzen und Herr Goldstein wies ihm das schönste Zimmer in seinem sehr geräumigen Haus zur Wohnung an. Als sie oben ankamen unterhielten sie sich noch einige Minuten, besonders empfahl Herr Goldstein seinem Gast von nun an sich fleißig mit Gebet zu beschäftigen, er gab ihm sogar einige Punkte, für die er besonders beten sollte. Er selbst aber setzte sich vor dem gemeinschaftlichen Abendgebet mit seiner Familie ins Gespräch, daß sie alle ein kleines Gebet für ihren Gast verrichten wollten und sie beschloßen den Himmel so lange mit Bitten zu bestürmen, bis ihm die Gnade der Bekehrung gegeben sei.

Herr Sternberg verbrachte eine gute Nacht in einem sehr wohlthätigem Schlaf und sah am Morgen viel frischer aus. Das Wetter

war wieder klar und daher beschloß er schon vor dem Frühstück einen kleinen Spaziergang zu machen. Als er zurückkam, nahm die Familie gerade ihren Morgenimbiss zu sich und er ließ sich gern dazu einladen. Da der Hausherr auch für diesen Tag noch wegen seiner Erkältung zu Hause bleiben mußte, so begaben sie sich zusammen nach dem Bibliothekzimmer. Zuerst sprachen sie über die neuesten Erzeugnisse der deutschen und englischen Literatur, doch bald kam das Gespräch von Neuem auf religiöse Dinge, denn immer tiefer empfand er den Stachel seines Gewissens und er sehnte sich nach Errettung und Trost. Mit schonender Milde suchte ihm Goldstein begreiflich zu machen, daß er es am Gebet habe fehlen lassen; dann fuhr er fort und sagte: „Mein Freund, ich bedaure Sie aufrichtig und es thut mir doppelt weh, da ich weiß, daß ich eigentlich diese Unruhe in Ihrem Herzen verursacht habe.“

„Nun das ist schon wahr, daß Sie eigentlich den ersten Grund legten zu meinem qualvollen Geisteszustand; seit jenen Tagen, welche wir auf der Universität zubrachten, haben Sie mir das Falsche in der Lehre des Judenthums beigebracht und Ihre Worte brannten mir so tief in die Seele hinein, daß ich wirklich seither keinen Frieden mehr gewossen habe. Ich weiß wohl, daß Sie es gut mit mir meinten, allein nun sollten Sie mir auch behilflich sein, daß ich über die paar religiösen Bedenken hinweg komme, die mich noch von der katholischen Kirche fern halten. An der Aufrichtigkeit Ihrer Freundschaft habe ich nie gezweifelt und ich weiß es nur zu gut, daß Sie mir auch jetzt noch die aufrichtigste Theilnahme entgegenbringen. Ich habe Sie immer für einen Ehrenmann gehalten und unsere Freundschaft ist auch nicht weiter getrübt worden.“

„Nun gut, wenn Sie wie gesagt nicht an meiner Freundschaft zweifeln, so sagen Sie mir jetzt offen und ehrlich, warum Sie bisher nicht zur Wahrheit gelangt sind. Wenn es Ihnen jetzt aber ernst ist mit Ihrem Seelenheil und ich kann Ihnen in irgend einer Sache mit Rath und That beistehen, so soll es geschehen; ich werde Alles daran setzen um Sie auf den

Weg der Wahrheit zu bringen. Sie können gewiß nicht leugnen, daß ich bisher immer bemüht war, Sie von der Gottheit Jesu Christi zu überzeugen. Schon seit Jahren habe ich für Sie gebetet, daß der Himmel Ihnen das Licht der Wahrheit leuchten lasse. Doch Sie selbst haben mein Bemühen bisher vereitelt.“

„D ich weiß es ja nur zu gut, daß ich mit mir selbst im Widerspruch bin,“ versetzte Sternberg, „und das ist es eben was mir all diese qualvollen Verlegenheiten verursacht. In meiner Rathlosigkeit suchte ich mich zu zerstreuen, aber die Zerstreungen brachten mir den gehofften Frieden nicht.“

„Aber sagen Sie mir einmal, was bestimmte Sie eigentlich zu ihrer Reise nach Italien?“

„Die Sache war halt so, als meine Frau letztes Jahr starb — ich schrieb Ihnen ja damals schon wie sie nach der Taufe verlangt wurde durch die sie in die kathol. Kirche eintreten konnte. Ein Priester kam eine Woche lang täglich zu ihr und unterrichtete sie so gut es eben ging unter den Umständen. Dann taufte er sie in meiner Gegenwart und mit meiner vollen Zustimmung. Ihr Gesicht strahlte vor Freude ob schon sie große Schmerzen litt. Ich muß sagen, daß ich sie wirklich um ihr Glück und ihren Herzensfrieden beneidete. Da bat sie mich dann eines Tages unter Thränen, ich möchte doch dafür sorgen an ihrem Glück theilzunehmen und Christ werden. Dann setzte sie mir auseinander, weil ich ja doch nichts mehr mit der Synagoge gemein habe, so solle ich jetzt den christlichen Glauben annehmen und auch dafür sorgen, daß unsere Kinder in der katholischen Religion erzogen würden. Sie war von der Wahrheit der christlichen Religion zu sehr überzeugt und sie konnte wirklich nicht einsehen wie ich mit dem Uebertritt zum Christenthum noch länger zögern konnte. Nach ihrem Tod ließ ich dann von eben jenem Priester meine beiden Töchter Esther und Sarah in einem katholischen Schwesterninstitut unterbringen, mit der ausdrücklichen Bemerkung, sie im katholischen Glauben zu unterrichten und sie zur Taufe zu führen. Ich vertraute die Ob- sorge für das Haus meiner treuen Haushälterin an und wußte mit der Art meiner ange-

griffenen Gesundheit wegen eine Seereise anrieth, so ging ich mit der Absicht nach Rom, um die christliche Religion gleichsam an der Quelle zu studiren. Doch was hilft es, daß ich Untersuchungen anstelle — schon meinte ich von der Gottheit Jesu vollständig überzeugt zu sein, da machten mich seine klagenden Worte am Kreuze wieder irre.“

Herr Goldstein blickte bei diesen letzten Worten verwundert zu seinem Freund auf; er konnte nicht einsehen, wie er nur solche Kleinlichen Gedanken nachhängen konnte und fast wußte er nicht, was er auf den Augenblick antworten sollte. „Es ist wirklich sonderbar — sehr sonderbar, begann er nach einer Weile, wie diese Klagerufe Jesu am Kreuze Ihren Glauben an seine Gottheit zum Wanken bringen können. Allerdings hat Jesus bei seinem Tode furchtbare Qualen ausgestanden: seine menschliche Natur war von seiner göttlichen Natur gleichsam verlassen und so versank er in eine Art Trostlosigkeit, die dann diese schauerlichen Worte auf seine Lippen preßte. Wenn Sie einmal selbst Christ sind, werden Sie das Verhältniß der beiden Naturen in der einen Person Jesu besser verstehen. Übrigens glaube ich, beabsichtigte Jesus das umherstehende Volk auf eine Prophezeiung aufmerksam zu machen, die gerade in diesem Augenblick sich an ihm erfüllte. David beginnt nämlich seinen 21. Psalm mit denselben Worten wie Jesus am Kreuze: „Mein Gott, mein Gott warum hast du mich verlassen.“ In diesem Psalm ist aber von der Kreuzigung Christi mit all den näheren Umständen die Rede, wie sie David vom Geiste Gottes erleuchtet voraussah. Ich will Ihnen daher den betreffenden Psalm sogleich vorlesen und Sie werden es selbst einsehen, daß Christus nicht am Kreuze verzweifelte, wie Sie meinen, sondern daß er die Juden nur aufmerksam machte auf das, was der Prophet so viele Jahrhunderte im Geiste voraus sah und was sich nun buchstäblich erfüllte.“ Herr Sternberg lauschte mit der größten Aufmerksamkeit auf jedes einzelne Wort und am Ende des Psalms athmete er erleichtert auf. „Jehovah sei's gedankt“, sagte er freudig erregt. Der Punkt, der mir bisher so viele Schwierig-

keiten verursachte, ist mir nun klar und Sie mein lieber Freund haben mir jetzt einen schweren Stein vom Herzen gewälzt. Jetzt kann ich aber auch nicht mehr länger anstehen, mich auf den Uebertritt in die katholische Kirche vorzubereiten. Durch diese paar Worte sind jetzt all die quälenden Zweifel wie mit einem Schlage vernichtet. Darum will ich jetzt Alles dran setzen, um meinen Vorsatz auszuführen. Helfen Sie mir jetzt beten und Sie werden mit Gottes Hülfe mich bald als einen ordentlichen Christenmenschen umarmen können.

„Und ich werde nun, weit entfernt Sie von diesem Vorhaben abzuhalten, Ihrem Uebertritt zum Christenthum allen möglichen Vorschub zu leisten suchen“ bemerkte Goldstein. „Gewiß mein Freund werde ich für Sie beten; meine kleinen Kinder beteten gestern Abend noch zum lieben Heiland, daß er doch den Onkel, (damit sind Sie eben gemeint) zur Erkenntniß seiner Gottheit führen wolle und nun ist das Gebet schon erhört wie ich sehe.“

Einen Augenblick saßen sie schweigend nebeneinander; Herr Goldstein nahm dann wieder das Wort und sagte: „Weil Sie also entschlossen sind nun selbst Christ zu werden, so gehen wir noch heute Nachmittag zu unserm Pfarrer, wir werden dann von ihm schon das Weitere erfahren. Ich wüßte zudem kaum eine bessere Zeit und Gelegenheit in die Kirche einzutreten; denn nächsten Sonntag fängt schon die Adventszeit an und Sie könnten vielleicht bis Weihnachten schon Christ sein.“

Herr Sternberg war mit dem Vorschlag zufrieden; schon am Mittag sprachen sie im Pfarrhaus vor. Der Pfarrer war sehr zuvorkommend und wünschte dem Juden Glück zu seinem Vorhaben. Goldstein lobte natürlich seinen Freund, was dieser auch in der That verdiente, denn er war ja im Grund genommen ein guter Mensch und hatt fast nichts von den vielen Untugenden seiner Stammesgenossen und wenn er kein so braver Mensch wäre, würde er sich überhaupt nicht mit ihm abgegeben haben. Der Pfarrer war sehr erfreut so viel Gutes über einen Judenmenschen zu hören und unwillkürlich brach er in die Worte aus *Talis cum sis, utinam noster esses* was ungefähr so viel heißt

wie „Da Sie ein Mann von solch guten Eigenschaften sind, so möchte ich wünschen, daß Sie einer der Unserigen seien. Dann lud er ihn schon für den folgenden Nachmittag zum Unterricht ein.

Zur festgesetzten Stunde fand der Jude sich pünktlich im Pfarrhause ein, wo er auf's Freundlichste empfangen wurde. Der Priester suchte ihm mit schonender Milde beizubringen, daß das Judenthum sich selbst überlebt habe, daß ob schon sie früher immer das auserwählte Volk Gottes genannt wurden, sie seit fast 2000 Jahren auf diesen Titel kein Recht mehr haben.

„Daß unsere Religion veraltet und falsch ist, das war mir schon längst klar,“ entgegnete Herr Sternberg, „darum trennte ich mich auch von der Synagoge; doch sah ich, daß man ohne Religion nicht leben und nicht gut sterben könne, daher war ich seit jener Zeit eifrig bemüht mir das Material für ein neues religiöses Gebäude zu sammeln, doch fehlte mir bis jetzt immer der Eckstein dazu, der das ganze Gebäude tragen und ihm den rechten Halt geben sollte. Unsere Vorfahren haben diesen Eckstein verworfen und ich hatte keine Lust ihn wieder herbeizuholen; ob schon ich Christum wirklich als den von den Propheten vorhergesagten Erretter erkannte, so fiel mir doch nicht im Traume ein, ihn wirklich als Gott anzuerkennen.“

„Aber wenn Sie noch an die Propheten glauben, so sehe ich nicht ein, wie Sie sich darüber wegsehen können. Schlagen Sie nur einmal die heiligen Bücher der Propheten auf und Sie werden finden, wie sie Christum in den erhabensten Worten beschreiben, als einen „Stern aus Jakob, ein Licht der Heiden, einen Gesetzgeber der Völker“; sie sagen von ihm er werde die Missethat von unserm Geschlecht hinwegnehmen, ewigen Frieden bringen, ein ewiges Reich stiften. Sind das wohl Namen die man etwa einem bloßen Menschen beilegt? In prophetischer Entzückung ruft Jesaias ganz begeistert aus: „Ein Kind ist uns geboren, ein Sohn ist uns geschenkt, auf dessen Schultern Herrschaft ruht, und man nennt seinen Namen Wunderbar,

Rathgeber, Gott, Vater der Zukunft. Und nun sagen Sie mir selbst hätte der Prophet wohl deutlicher über die Gottheit des Messias reden können? Gewiß nicht! Und wie er, so geben auch die übrigen Propheten ihr Zeugniß für seine Gottheit. Damit aber die Juden den in menschlicher Gestalt verhüllten Sohn Gottes erkennen möchten, darum schilderten sie ihn auf eingehendste Weise. Wer das alte und neue Testament mit einander vergleicht der wird sich überzeugen, daß die Propheten, die den Messias weissagten und die Evangelisten, die seine Geschichte schrieben, genau mit einander übereinstimmen. Ich will Sie hier nur auf einige Weissagungen aufmerksam machen: 1700 Jahre vor Christus gab Jakob die Zeit an: „Das Scepter wird nicht von Juda weichen, bis der kommt der gesandt werden soll, auf den die Völker harren.“ Dies ist nun damals zur Thatsache geworden, denn das Volk selbst sagte ja „wir haben keinen andern König als den Kaiser“. Über 1000 Jahre vor Christus weissagte David so Vieles über Christus, daß es zu umständlich wird hier Alles aufzuzählen; aber es ist Alles haarklein und buchstäblich an Christus in Erfüllung gegangen. Michäas nennt Bethlehem als seinen Geburtsort; Daniel bezeichnet genau das Geburts- und Todesjahr Christi und verkündet auch, daß das jüdische Opfer aufhören werde. Dann weil der priesterliche Stamm Levi zu Grund gegangen ist und auch der Tempel nicht mehr besteht, so haben die Juden schon über 18 Jahrhundert das Osterlamm nicht mehr opfern können. Wenn aber die Juden Christum nicht als den anerkennen wollen, von dem die Propheten so Vieles vorhergesagt haben und dessen Leben und Leiden sie mit den kleinsten Einzelheiten schilderten, dann brauchen sie wahrlich auf keinen andern mehr zu warten, denn die angegebene Zeit ist längst vorüber, das Geschlecht Davids aus dem er doch entstammen sollte, ist schon längst ausgestorben, und der Tempel des Zorobabel in dem Christus erscheinen und lehren sollte, wie der Prophet Aggäus so klar prophezeit, ist schon über 18 Jahrhunderte zerstört. Das Judentum wartet noch immer und doch sind die 70 Jahreswochen

des Daniel schon vor fast zwei Jahrtausenden verrauscht. Und darum kommen mir die Juden gerade vor wie ein Mensch, der den Sonnenaufgang noch erwartet, wenn das Licht derselben schon am Mittagshimmel erstrahlt. An Christus findet man alle die Zeichen, welche die Propheten vorherverkündeten, an ihm gingen sie buchstäblich in Erfüllung. Die Juden waren gewiß berechtigt von Christus zur Bestätigung seiner göttlichen Abstammung und Lehre als untrügliche Beweise dafür Wunder zu verlangen. Diesen Beweis seines göttlichen Charakters hat er ihnen auch in Wort und Werk, durch Lehren und Thaten geliefert. Die vielen Wunder die er an der Natur, an Kranken, Leidenden und selbst an Todten wirkte, wurden nicht im Geheimen vollbracht, sondern auf öffentlichen Plätzen, angesichts seiner ihn tödlich hassenden Feinde. Seine Zeitgenossen konnten es leicht wissen, wenn sie es hätten wissen wollen, daß er nicht nur der Messias sondern Gottes Sohn, Gott selbst war. Denn sie sahen doch wie er Thaten vollbrachte, die nur Gott vollbringen konnte. Sie alle kannten Johannes, der in der Wüste vor allem Volke Zeugniß von dem Messias ablegte, sie hörten wie die Stimme vom Himmel ihn am Jordan als den Messias, den Sohn Gottes bestätigte; als er ihnen seine himmlische Lehre verkündete, da rief das ganze Volk: „So hat noch nie ein Mensch geredet.“ Als er einst mit seinen vertrautesten Jüngern auf dem Berge Tabor verweilte, da zeigte er sich ihnen strahlend im Glanze seiner Gottheit, Moses und Elias neigen sich vor ihm, während Gott vom Himmel aus ihn als seinen Sohn und den Gesetzgeber der Welt bestätigte. Dann hat er Sachen geweissagt so klar und bestimmt, daß man wirklich sagen muß, wahrlich hier ist mehr als ein Prophet, denn nur Gott kann auf solche Art weissagen.

Eines Tages wollte Christus die Juden von seiner Gottheit überzeugen, daher stellte er an sie die Frage: „Was denkt ihr von Christus, wessen Sohn ist er?“ Sie antworteten, daß er nach den Worten des Propheten ein Sohn Davids sein müsse. Dies war nun allerdings in einer Beziehung richtig, sie vergaßen aber, daß

der Messias die Welt erlösen sollte, daß er demnach mehr als bloßer Mensch, und wäre er selbst der Heiligste, sein müßte, daß er demnach von göttlicher Natur und Abstammung und also in diesem Sinne unmöglich ein Sohn Davids sein konnte. Jesus wollte sie auf diesen wichtigen Punkt aufmerksam machen und darum sagte er „wenn er also ein Sohn Davids ist, warum nennt ihn denn David, da er von ihm weis sagt, seinen Herrn?“ Die Juden konnten ihm auf diese so deutliche und bestimmte Frage nicht antworten und sie sind bis heut noch die Antwort schuldig geblieben. Wir Christen aber wissen was wir von ihm zu halten haben, denn wir bekennen mit Petrus und der ganzen christlichen Kirche: „Du bist Christus der Sohn des lebendigen Gottes.“ Und diesen Sohn Gottes haben die Juden an's Kreuz geschlagen und noch dazu geschrien: „Sein Blut komme über uns und über unsre Kinder.“

„Herr Pfarrer meiner Abstammung nach bin ich wohl selbst ein Jude und ich kann Ihnen sagen, ich bin fest davon überzeugt, daß dieser Fluch Gottes, den unsere Vorfahren damals auf sich und ihre Kinder herausforderten, unser Geschlecht wirklich betroffen hat, denn auf der ganzen Welt gibt es keine zweite Nation, die so gezüchtigt worden wäre wie unser Volk; nach allen Himmelsrichtungen sind sie zerstreut worden und überall werden sie als Gottesmörder betrachtet. Doch darf ich auch wieder sagen, daß viele der heutigen Juden democh stolz darauf sind, daß auch Christus ein Sohn Israels ist.“

„Ja aber dieser Nationalstolz, wie man dies nennen könnte, fiel ihm der Priester hier ins Wort „wird den Juden schließlich nichts nützen: denn entweder müssen sie Jesus als Gott und Gottes Sohn anerkennen oder den gesammten jüdischen Glauben ja sogar den Gottesglauben selbst aufgeben. Und wenn sie ihn selbst als das vollendetste Muster der Menschheit betrachten so wird Christus diesen Beweis der Hulldigung unmöglich annehmen können. Denn entweder ist er der, für welchen er sich ausgibt nämlich den eingeborne Sohn Gottes oder die Welt ist nie ärger betrogen

worden als von ihm. Daß das Letztere nicht möglich ist, ergibt sich schon aus seinem Charakter; denn die Weltgeschichte kennt kein schöneres, reineres, edleres Leben als das Leben Jesu Christi. Eine solche Erscheinung voll Hoheit und Demuth, voll Kraft und Milde, voll Reichthum und Einfachheit, voll Wahrheit und Liebe, voll Klarheit und Tiefe steht einzig da in den Annalen der Menschheit. Darum sagte auch der sonst so berühmte Rousseau: Was ich am Charakter Jesu so besonders anziehend finde, ist nicht bloß die Milde seiner Sitten und seiner Einfalt, sondern besonders seine Menschenfreundlichkeit.“ Diesen Gottmenschen haben die Juden verworfen und damit zugleich ihr eigenes Verwerfungsurtheil unterzeichnet. Wie groß aber auch das Unrecht der Juden sein mag, so darf man sie nicht hassen wie die heutigen Antisemiten thun. Trotz ihrer vielen Unarten bedient sich Gott ihrer auch jetzt noch, indem er sie als Zeugen von Sinai, von Golgatha und den Vatikan herumwandern läßt; denn überall tragen sie ihre heiligen Bücher mit sich und werden so ganz gegen ihren Willen der Welt die besten Zeugen für die Wahrheit des Christenthums sein müssen. Sie wissen, daß ihr Volk von Gott verstoßen wurde und es gibt nur wenige unter ihnen, die sich dem religiösen Studium noch mit Ernst hingeben; bei den Menschen ist ihr ganzes Simmen und Trachten nur auf irdischen Wohlstand gerichtet und gewöhnlich kommen sie darin besser fort, als Andere, denn Ziffern und Zahlen haben mehr Bedeutung für sie, als Ehre und Gewissen. Viele spielen gegenwärtig in allen Lebensstellungen eine so verhängnißvolle Rolle, daß man sich nicht zu wundern braucht, wenn sie bei allen Völkern so sehr verhaßt sind.

Herr Sternberg war ein sehr aufmerksamer Schüler geworden und er fühlte sich durchaus nicht gelangweilt. Schon nach der zweiten Woche war er ganz vertraut mit den Grundlehren der katholische Kirche und er fühlte sich so wunderbar angezogen, besonders da ihm der Priester gleichsam den Born öffnete, waraus all die Schönheiten der christlichen Religion entspringen. Er sah nun, daß er von dem Glau-

ben der alten Synagoge gar nichts aufzugeben brauchte. Wie ihm der Priester mittheilte, hatte er durch seinen Uebertritt nichts zu ändern, seine Religion wurde nur gekrönt durch das edle Reis aus der Wurzel Jesse. In der katholischen Kirche fand er seine heiligen Schriften unverfälscht wieder und er sah, daß vieles Andere in der jüdischen Religion nur einfach Vorbild von dem gewesen war, was er in der katholischen Kirche sah und hörte. Kein Wunder, daß er mit jedem Tage fröhlicher wurde. Er ging sogar Morgens zur hl. Messe und nahm Theil an all den religiösen Uebungen, wie er sie in der Goldstein Familie vorfand. Jede Woche bestellte er mehrmals Blumen bei einem Treibhausbesitzer um damit den Altar der Gottesmutter, jener „einzigen Frau und Stierde Israels“, wie er sie nannte, zu schmücken. So eilten dann die Tage des Unterrihts schnell vorüber und der Tag vor Weihnachten war angebrochen und es war rührend zu sehen, mit welcher Andacht er die heil. Taufe empfing; jetzt war auch der Frieden in sein Herz eingezogen und er erzählte dies auch seinem Freund, der bei der Taufe Zeuge war, und während der heil. Handlung Thränen der Rührung und innigsten Dankes vergoß.

Herr Sternberg war nun ein Christ und jetzt empfand er so recht die Wahrheit jener Worte: Friede den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind. Er verstand auch jetzt zum erstenmal die Bedeutung des Christbaums und der Sitte der sogenannten Weihnachts-Bescheerung. Die Familie Goldstein hatte einen schönen Weihnachtsbaum, dessen Nester über und über mit einer schneecartigen Masse bestreut war, die im Glanze der vielen Lichter ein bezauberndes Bild gewährte. Unter dem Baume war eine kleine Krippe angebracht und um dieselbe in leuchtender Aufschrift jene herrliche Stelle aus dem Propheten Isaias: Ein Kind ist uns geboren, ein Sohn ist uns geschenkt &c. Am nächsten Morgen begaben sich alle schon sehr früh in die Kirche. Das Herz unfers Convertiten schwamm, sozusagen, in Wonne und Seligkeit, als er den Hochaltar und auch die vor dem Seitenaltar errichtete Krippe, in einem Meere von Lichterglanz er-

strahlen sah. Kaum war er eingetreten in das Haus Gottes, da ertönte das „Stille Nacht, heilige Nacht,“ vom Chor herab und ein heiliger Schauer durchfuhr seine Glieder, ja er vermeinte die Engel selbst zu hören, wie sie auf Bethlehems Fluren ihre himmlische Gefänge ertönen ließen. Nun kam das Gloria in excelsis: beim Absingen desselben war er so eigenartig bewegt, denn noch nie hatte er einen solch herrlichen Gesang vernommen. Unbeschreiblich selige Empfindungen regten sich in seiner Seele und es war ihm als sei er schon im Paradiese angelangt. Als dann die heil. Kommunion ausgetheil werden sollte, durch die er zum ersten Mal seinen Heiland in sein Herz aufnehmen durfte, da überkam ihn eine so gewaltige Bewegung, daß er im Gefühle seines Nichts fast hörbar betete: „O Herr, ich bin nicht würdig. . .“ O wie großartig erschien ihm da der Weltheiland, das Ideal wahrer uneigennütziger Liebe.

Noch am selben Tage schrieb er an seine Kinder, die auch am selben Tag das gleiche Glück hatten, ihre erste hl. Kommunion zu empfangen. Er ermahnte sie treu nach den Vorschriften der christlichen Religion zu leben, denn sie würden dann in jeder Lage ihres Lebens glücklich und für die ewige Seligkeit des Himmels würdig und fähig sein.

Jungfrau anserkoren,
Milb und rein geboren,
Zahle, was wir schuldig,
Mach' uns keusch, gedulbig.

Woll' ein reines Leben,
Sichern Weg uns geben,
Daß wir Jesum sehen,
Fröhlich vor ihm stehen!

Es ist etwas wunderbar Schönes um eine durch Nichts getrübtte Reinheit! Wie schön ist ein klarer, ganz durchsichtiger Krystall, in welchem nicht die geringste Trübung, nicht die geringste Unregelmäßigkeit sich zeigt! Wie schön sind die reinen Flöckchen des frischgefallenen Schnees? Wie schön ist eine weiße Lilie, an der keine Makel sich findet!

Der glückliche Fund.

(Eine Rosenkranzgeschichte.)



In einem stillsonnigen Herbstnachmittage kam ich einst in ein einsames Walddörfchen. Ich wollte an dem verwitterten Kirchlein vorüberreiten, doch seine Thürme, die wie ein mahnendes Sursum corda himmelwärts in die blaue Luft ragten, schienen mir zuzurufen: „Komm herein, grüße erst deinen Gott, der hier im allerheiligsten Sakramente verborgen wohnt, und erleshe dir seinen Segen!“

Und ich folgte dieser Einladung. Ueber den kleinen umschlossenen Friedhof schreitend, kam ich an das Kirchpöcklein; es war nur angelehnt, ich trat ein in die heil. Tempelstille, in den hehren Gottesfrieden, der so recht zum Beten stimmt.

Wie im Aeußeren, so war die kleine Dorfkirche auch im Innern schlicht und schmucklos; umsomehr fielen darin zwei kunstvolle Seitenaltäre auf, in Gipsmarmor aufgeführt, die in scharfem Gegensatz zu der sonstigen Einfachheit standen.

Staunend betrachtete ich dieselben, und als ich wieder hinaus trat und vor der Thüre dem Pfarrer des Dörfchens begegnete, verhehlte ich ihm nicht meine Verwunderung, wie doch eine dem Anscheine nach ganz arme Gemeinde, eine so werthvolle Zierde ihrer Kirche beschafft habe.

„Ja,“ sagte der hochwürdige Herr lächelnd, „das hat mit diesen beiden Altären auch eine ganz wunderbare Bewandniß — die verdanken wir nur einem Rosenkranze.“

„Einem Rosenkranze,“ fragte ich noch mehr erstaunt, „und wie ist dies zugegangen?“

„Hören Sie die seltsame Geschichte, deren strenge Wahrheit mir die Kirchenbücher verbürgen,“ entgegnete der freundliche Pfarrherr. „Es mögen jetzt beinahe 200 Jahre her sein, da wurde dort drüben am Waldessaume, wo dazumal die alte Landesgrenze herlief, eines Tages von zwei Holzhackern eine männliche Leiche aufgefunden — ein unbekannter Mann

in einer fremden Tracht! Niemand von allen, die herbeikamen, erinnerte sich, dieses nun so stille, kalte, bleiche Menschenantlitz, das die Nacht mit ihrem feuchten Thau benetzt und die Sonne mit ihrem Strahl jetzt erwärmen wollte, jemals vorher gesehen zu haben.

Es waren damals gar wilde, gewaltthätige Zeiten, doch kein Anzeichen war hier, das auf einen mörderischen Ueberfall oder auch auf eine frevelhafte Selbsttödtung gedeutet hätte; — nein, der Tod schien den Armen, fern von seiner Heimath, ereilt zu haben, wie er manchen mitnimmt, „der's nicht gedacht,“ jäh, heimtückisch und unerbittlich.

Es fanden sich auch keine Papiere oder sonst etwas bei dem todten Manne, was Auskunft über seinen Namen, Stand oder seine Heimath hätte geben können. Aber da er drei Schritte von der Grenze auf jenseitigem Gebiete, wo das Land protestantisch war, gelegen hatte, so löste sich die Bestattungsfrage einfach, daß der protestantische Prediger ihn auf seinem Todtenhose zu beerdigen habe.

Da durchsuchte man nochmals sorgfältig des Todten Taschen und siehe! — es fand sich etwas, das wenigstens eines außer Zweifel ließ — seine Konfession. Ein Rosenkranz war es, den man in seiner Noctasche fand, und wer einen Rosenkranz bei sich trug, das war sicher ein guter katholischer Christ.

Nun übernahm mein Amtsvorgänger auf unserem Gottesacker und nach katholischem Ritus die Beerdigung. Mit seinen Kleidern, in einfachem Sarge von Tannenbrettern, senkte man den todten Fremden in die geweihte Erde ein; die größte Wohlthat aber die man ihm erzeigen konnte, war, daß jetzt auch für die Ruhe seiner Seele eine heil. Messe gelesen wurde. Das war eine Gnade, die er sich gewiß sehnlichst im Leben gewünscht — der Rosenkranz hatte sie ihm verschafft! —

Die Hälfte eines Menschenlebens war dahingegangen. — Man dachte nicht mehr an den

totden Unbekannten, und man fragte nicht, wer unter dem eingesunkenen Grabeshügel ruhe, dem keiner einen sinnvollen Kranz gegeben hatte.

Die ihn gekannt und geliebt im Leben, hatten gewiß lange und sehnlichst auf seine Heimkehr gewartet; sie aber wußten nicht, wo seine sterbliche Hülle ruhte. Unbekannt sollte ihnen sein Grab bleiben, bis zu jenem Tage, wo die Stimme, einst gerufen: „Lazarus, komm heraus!“, alle Todten heraufzurufen und die verborgensten Grabstätten finden wird. —

Doch viele, viele waren nach dem Fremden in die stillen, dunklen Kammern unseres Kirchhofes eingekehrt, und die alten Gräber wurden wieder umgegraben, um den neuen Platz zu machen. Da grub der Todtengräber auch eines Tages das ungepflegte Grab um. Plötzlich bückt er sich erstaunt hinab. Was schimmerte und blühte da so glänzend aus der Erde? Goldstücke waren es, lauter Dukaten, die wie ein

geheimnißvoller Schatz an's Tageslicht kamen. Erschrocken lief der Mann zum Pfarrer und machte ihm die Mittheilung von dem seltsamen Funde. Auch dieser war höchst verwundert, dann aber wurde ihm klar, daß der fremde Mann, den man in seinen Kleidern begraben hatte, wahrscheinlich das Geld darin eingenäht gehabt, um es so in der damaligen unsicheren Zeit wohl und sicher zu verbergen.

Mein Vorgänger im Amte hielt es für seine Pflicht, die beträchtliche Summe dem Landesfürsten zuzustellen; der aber benutzte sie, unsere Kirche mit den beiden prächtigen Seitenaltären zu verschönern.

„Und so sehen Sie,“ schloß der Pfarrer jetzt, „so war es doch nur ein Rosenkranz, der dem Todten seine Ruhestätte auf unserem Gottesacker verschaffte, und dem wir dann weiter den schönen Schmuck unserer Kirche verdanken — nur einzig ein Rosenkranz!“

Das Beichten regt den Kranken.

Der Tod ist unser aller Ziel; er steht dir und mir näher, als wir ahnen. Nun wissen wir freilich nicht, ob wir jäh und plötzlich sterben werden, wie gegenwärtig so viele, oder ob wir noch die unschätzbare Gnade haben, vorher die heiligen Sakramente empfangen zu können. Nun gibt es aber Leute, — man sollte es nicht für möglich halten —, welche diese letzte und größte Gnade, die der liebe Gott ihnen oder ihren Angehörigen gibt, zurückweisen, verschmähen! Das ist eine ganz grauenhaft riesige Verantwortung, welche sie dadurch auf sich laden.

„Das Beichten regt den Kranken auf.“

Hast du das noch nie sagen hören. Manche unverständige Frau, manche blinde Mutter, mancher Arzt, der von unsern heiligen Sakramenten nichts versteht oder nichts verstehen will, hat mir schon mit besorgter Miene gesagt: „Das Beichten könnte dem Kranken schaden“. Ei, dachte ich allemal, sind denn wir katholische Priester so gewissenlose Leute, daß wir

ohne Skrupel einen armen Kranken durch das Beicht hören dem Tode näher bringen? Also der katholische Priester ein Feind der Kranken! Wär' der Gedanke nicht verwünscht gescheit, man wär' versucht, ihn herzlich dumm zu nennen! Jedoch neu ist der Gedanke nicht. Schon Shakespeare, Englands berühmtester Dichter, läßt eine nicht extra gut prädisierte Frau eine ähnliche Weisheit vortragen. Diese Frau berichtet über den soeben erfolgten Tod eines ganz erbärmlichen Menschen, John Falstaff. „Nun“ — so erzählte sie — „nun, Sir John, sagte ich (bei seinem Sterben), seid guten Muthes! Da rief er: Gott, Gott, Gott, drei- oder viermal. Nun ich, um ihn zu trösten, sagte ihm, er solle doch nicht an Gott denken. Ich hoffe, es wäre nicht nötig, sich schon jetzt mit solchen Gedanken aufzuregen.“ Ist das nicht genau jene moderne Lebensart, die wir oben anführten: „Das Beichten regt den Kranken auf“? Ich habe schon an vielen Krankenbetten gestanden, habe aber immer

gefunden, daß das Gegentheil von diesem Spruch wahr ist. —

„O, ich glaube, ich muß sterben! — Holen Sie mir den katholischen Geistlichen!“ so stöhnte eine jugendliche Kranke, ein 17 jähriges Mädchen, im Krankenhause Annenheim. Die protestantische Krankenschwester willfahrte dem Wunsch, machte aber zugleich dem protestantischen Assistenzarzt hiervon Anzeige. „Was nur die Katholischen immer mit ihrem Versehen haben?“ erhielt sie von diesem zur Antwort. „Zimmer unni g den Kranken aufregen! Er holte aber das Thermometer und begab sich in den Krankensaal. „41 Grad Fieber“, murmelte er kopfschüttelnd nach dem Messen, „da darf nicht mehr viel dazu kommen.“ Inzwischen kam der katholische Priester und waltete seines Amtes am Krankenbett. Erleichtert athmete das Mädchen auf, als es die heiligen Sakramente empfangen hatte, und sah dankbaren Blicks dem Priester bei seinem Weggang nach.

Kaum hatte sich der Geistliche entfernt, da kam alsbald der junge Assistenzarzt mit seinem Meßinstrument. „Na, was der wohl angeordnet hat! Der hat natürlich dem jungen Ding Tod und Hölle und alles Mögliche vorgestellt.“ So sagt er zu sich und nahm eine Verschlimmerung des Zustandes der Patientin als selbstverständlich an. „Donnerwetter! was ist denn das? kann denn der hexen?“ rief er aus, als er das Thermometer besah. Nur noch 39 Grad! Um volle zwei Grad ist in der kurzen Zeit das Fieber gesunken!“

„Herr Doktor, das macht halt das Versehen“, sagte wohlgemuth das Mädchen, „’s ist mir jetzt viel besser.“

Beschämt schlich der Herr Doktor aus dem Saal und kratzte sich hinter dem Ohr. Aber er war doch so aufrichtig, um am andern Tag dem katholischen Priester zu gestehen: „So dürfen Sie mir noch öfter kommen, Herr Vikar!“ In einigen Tagen war die Kranke wieder ganz hergestellt. —

„Er kommt nicht mehr auf, sein Zustand ist hoffnungslos.“ Das war der Bescheid, den der Vikar von einem anderen, ebenfalls im Annenheim angestellten Assistenzarzt bekam. Es war die Rede von einem 19jährigen Gymnasiasten,

der ein Zimmer des Krankenhauses bezogen hatte.

„Ich werde ihn noch heute versehen“, erwiderte der Geistliche.

„Nein nein!“ sagte heftig der Arzt, ich bin ganz gegen das Versehen! Rauben Sie doch dem jungen Menschen die Hoffnung nicht!“

„Weil der Patient schwer krank ist, muß ich ihn versehen“, war die Antwort; die Hoffnung raube ich ihm damit durchaus nicht.“

„Natürlich rauben Sie ihm die Hoffnung! Sie geben ihm ja die letzte Delung!, entgegnete der Doktor.

„An der letzten Delung ist noch niemand gestorben; wohl aber hat sie schon viele gesund gemacht.“

„Ach was! man heißt sie ja die letzte Delung!“ Mit dieser Bemerkung glaubte der junge Doktor etwas ganz Geistreiches gesagt zu haben. Er war ja an dem berühmtem Annenheim angestellt: wie sollte er also nicht auch solche Sachen verstehen?

„Sie verstehen unsere Sakramente nicht. Im übrigen wollte ich von Ihnen nur den Zustand des Kranken erfahren. Das andere wird jetzt meine Sache sein.“

Mit diesen Worten verbeugte sich der Geistliche und ging. Sofort wurde der Kranke versehen. Täglich wurde das jugendliche Gesicht schmaler, täglich heftiger der Husten — nach drei Wochen trug man den toten Gymnasiasten hinaus. —

Die heiligen Sterbesakramente sind zur Beruhigung des Kranken eingesetzt, nicht zu seiner Beunruhigung. Wenn nun einmal eine schwere Krankheit kommt, dann ist’s doch besser, du oder deine Angehörigen empfangen die heiligen Sakramente einen Tag zu früh als einen Tag zu spät. Meinst du nicht?

„Mein Sohn“, so wandte sich Philipp II., König von Spanien, an den nachherigen Philipp III., „mein Sohn, wenn Du Dein Königreich erhalten und in Frieden behaupten willst, so trage beständig den Rosenkranz bei Dir und bete ihn fleißig.“

Ueber das Erhabene in der heiligen Schrift.



an unterscheidet bekanntlich drei Stylarten: den einfachen, den mittleren und den erhabenen Styl. Der erste ist schlicht und schmucklos, er wird angewandt bei einfachen Mittheilungen und Belehungen. Der zweite ist durch Bilder belebt, daher blühender, anschaulicher und einbringlicher; seiner bedient sich, wer auf Phantasie und Gemüth wirken will. Der erhabene Styl ist am Plage, wenn es sich um gewaltige Gedanken und Empfindungen handelt und der Redner selbst von seinem Gegenstande mächtig ergriffen ist. Da wird die Sprache erregt und voll Leben, sie greift zu kühnen, großartigen Bildern, in denen sich die Würde des Gegenstandes und die tiefe Erregung des Redners widerspiegeln. In den Zuhörern entstehen Bewunderung, Staunen und Schweigen, das Gefühl vor dem Unendlichen; seine Quelle ist das Erhabene.

Beim erhabenen Style verkörpert sich also gewöhnlich eine hohe Idee in großartiger Sprache. Ein großer Gedanke, eine große Empfindung unter großem Bilde: das ist erhabener Styl. Reich an Proben dieser Art ist die h. Schrift, zumal in den prophetischen Büchern und den Psalmen. Die Schriften der alten Griechen, eines Homer, Xenophon, eines Plato sind der h. Schrift am meisten ähnlich an Einfachheit, Wahrheit, Anschaulichkeit, vereint mit Kraft und Leben in der Darstellung und hohem Schwunge der Gedanken, aber sie erreichen sie nicht. Dem stimmt Fenelon bei, wenn er schreibt: „Die hl. Schrift übertrifft unendlich die klassischen Schriftsteller an Naivetät, Lebhaftigkeit und Größe. Nie kam Homer an Erhabenheit den Lob- und Dankgesängen des Moses auch nur nahe. Nie erreichte eine griechische oder lateinische Ode den Schwung der Psalmen. Zeigen wir das an einigen Beispielen.

Voll erhabener Gedanken und Bilder ist

Jsaías C. 14, in welchem der Sturz des Königs von Babylon geweissaget wird. „Zerbrochen hat der Herr den Stab der Gottlosen, die Ruthe der Herrscher, welcher die Völker schlug im Zorne mit unheilbaren Wunden, die Nationen beherrschte im Grimm, grausam verfolgte. Nun ruhet die ganze Erde und ist stille, freut sich und frohlocket. Auch die Tannen freuen sich über dich und die Cedern des Libanon! Seitdem du liegest (sagen sie), kommt niemand herauf, der uns abhaue. Die Hölle von unten ist in Bewegung bei deiner Ankunft, und erweckt vor dir die Riesen. Alle Fürsten der Erde erheben sich von ihren Sitzen, alle Fürsten der Völker. Alle heben an und sagen zu dir: Auch dich hat's getroffen wie uns, und du bist uns gleich geworden! Dein Hochmuth ist zur Hölle gefahren, dein Leichnam dahin gefallen, das Lager unter dir sind Motten, und deine Decke Würmer. Wie bist du vom Himmel gefallen, du Morgenstern, der du früh aufgingest! Wie bist du zur Erde gestürzt, der du die Völker schlugest! der du sprachst in deinem Herzen: Zum Himmel werde ich aufsteigen, über die Sterne Gottes setzen meinen Thron, auf dem Berg des Bundes wohnen, auf der Seite gegen Mitternacht. Ich steige auf der Wolken Höhen, dem Höchsten will ich gleich sein! Ja, zur Hölle fährst du hinab, zur tiefsten Grube! Die dich sehen, nähern sich dir und betrachten dich: Ist das der Mann, vor dem die Erde bebte, vor dem die Königreiche zitterten, der den Erdfreis zur Wüste machte, seine Städte verheerte und seinen Gefangenen den Kerker nicht aufthat? Alle Könige der Erde allzumal liegen mit Ehren, ein jeglicher in seinem Haus; du aber bist verworfen von deinem Grabe, wie ein unnützer, unreiner Zweig, und bedeckt von denen, die gefallen sind durch's Schwert, die in die innerste Grube fahren, wie ein stinkend Aas.“

In welch großartigen Bildern ist hier der wahnsinnig vermessene Stolz des Königs geschildert, der sich Gott gleich dünkte, und sein

titanenhaftes Streben, sich zum Gebieter der Welt zu machen! „Zum Himmel wollte er aufsteigen,“ „über die Sterne Gottes seinen Thron setzen,“ „auf dem Berge des Bundes wohnen,“ „auf den Wolken in die Höhe steigen.“ Und nun welche Gegenfälle! Wie ist er vom Himmel gefallen und auf die Erde gestürzt und in die Hölle gefahren, zur tiefsten Grube, unbegraben liegt er da — ein stinkendes Nas! Das ganze Universum geräth in Aufregung bei seinem Sturze. Die Menschen rufen: „Ist das der Mann, vor dem die Erde bebte? Die Hölle (Unterwelt) kommt in Bewegung, und die Schatten der einst Mächtigen auf Erden rufen: Auch dich hat's getroffen.“ Selbst die Tannen und Cedern des Libanon freuen sich über seinen Sturz; fortan werden seine Kriegsschaaren sie nicht mehr verwüsten. Wie großartig, wie erhaben ist das alles gedacht und gesagt. Man kann es nicht lesen, ohne daß die Seele in Staunen geräth und sich tief ergriffen fühlt. Das ist erhaben.

Von Ps. 49 sagt Jenelou I. c., er übersteige alle menschliche Einbildungskraft. Wenigstens gilt dies von dem ersten Theil, der hier folgt:

Der Herr, der Gott der Götter spricht und ruft die Erde

Vom Sonnenaufgang bis zum Niedergang, Von Zion nahet seiner Schönheit Pracht;
Sichtbar kommt Gott, kommt u n s e r Gott; Er wird nicht schweigen,
Vor ihm her glüheth Feuer, Und rings um ihn tobt mächt'ger Wettersturm.

Er ruft herzu den Himmel droben, Und ruft die Erde, um sein Volk zu richten,

„Versammelt seine Heiligen zu ihm, Die seinen Bund auf Opfer gründen!“

Und es verkünden seine Gerechtigkeit die Himmel;
Denn Gott sitzt zu Gericht.

Höre, mein Volk, dann will ich reden, (Hör') Israel, dann will ich zeugen wider dich; Gott, d e i n Gott bin ich.

Ich rüg' dich nicht ob deiner Schlachtopfer; Und deine Brandopfer sind fort und fort vor mir.

Nicht nehm' aus deinem Haus ich Farren, Aus deinen Herden Böcke,
Denn mein sind ja des Waldes Thiere all', Das Bergvieh und das Rind.

Ich kenn' des Himmels Vögel all', Und bei mir ist des Felbes Fier.

So es mich hungerte, würd' ich nicht dir es sagen,
Ist ja der Erdkreis mein und was ihn füllet.

Soll ich etwa das Fleisch der Stiere essen, Soll ich das Blut der Böcke trinken?

Lobpreis bring' Gott als Opfer dar. Und löse (so) dem Höchsten dein Gelübde.

Und ruf' mich an am Tag der Trübsal; Ich werde dich befreien, und du wirst mich verherrlichen.

Zum besseren Verständniß des Liedes bemerkte ich, daß dasselbe sich gegen diejenigen Israeliten richtet, die, geblendet durch die Pracht des Kultus, wie sie David angeordnet hatte, nun vermeinten, mit reichen äußern Opfergaben den Höchsten gebührend ehren zu können, ohne auf die innere Opfergesinnung, auf die bedingungslose Hingabe des Herzens an Gott, den rechten Werth zu legen. Um sie zurechtzuweisen, führt der heilige Sänger den majestätischen Gott ein. Wie er einst auf Zion unter Donner und Blitz mit allgewaltiger Stimme seinem Volke Gebote gab, so erscheint er jetzt in seiner „Schönheit Pracht“, von göttlicher Herrlichkeit und von Himmelsglanz umstrahlt.

„Vor ihm her glüheth Feuer, Und rings um ihn tobt mächt'ger Wettersturm.

Vom Himmelssthron aus ruft er Himmel und Erde als Zeugen des Gerichts,

Das wider die ergeht, die seinen Bund auf Opfer gründen.“

Ihnen erklärt er, wie die äußern Opfergaben werthlos vor ihm seien, zumal ohnehin die Welt mit ihren Gütern sein, des Höchsten, Eigen sei; was er verlange, sei der Lobpreis, die Anerkennung seiner Majestät und die Hingabe der Seele an ihn.

Wie großartig zeichnet hier der Dichter die Situation. Welch ein erhabener, die Seele mit heiliger Furcht vor dem Unendlichen durchzitternder Gedanke, Gott in solcher Majestät als Richter auftreten zu lassen! Welche Kühne, Himmel und Erde umspannende Bilder!

Und solch' erhabene Schilderungen hat die h. Schrift zu Hunderten. Nicht bloß einzelne Kapitel könnte man zum Erweis dafür hier hersehen. Wie erhaben ist es, wenn Isaias die Majestät Gottes beschreibt, vor dessen Auge die Reiche der Welt wie ein Sandhaufen sind und das ganze Weltall einem Zelt gleich, das heute errichtet und morgen abgebrochen wird, und vor

dem die Nationen nicht größer sind, als die Tropfen, die im umgestülpten Eimer zurückbleiben, und das Stäubchen, das erst im Sonnenglanze sichtbar wird. Oder wenn Nahum das stolze Ninive zusammenstürzen sieht unter der Wucht eines gewaltigen Heeres, dessen Waffengeklirr und Wagengerassel man zu hören vermeint in des Propheten Schilderung; oder wenn Daniel die über Balthasars Haupt sich zusammenziehende Rache des Herrn dem schrecklich drohenden Gewitter vergleicht. Fast jeder Psalm bietet ähnliche Züge. Bald „erheben die Ströme ihre Stimmen im Brausen gewaltiger Wasser; wunderbar ist der Aufruhr des Meeres, wunderbar der Herr in der Höhe!“ Psalm 92. Bald erscheint „der Herr überaus groß, in Licht gehüllt wie in ein Kleid, die Wolken sind sein Wagen, und er wandelt auf den Flügeln der Winde. Vor seinem Schelten fliehen die Wasser, vor seines Donners Stimme erschrecken sie. Auf sein Wort steigen Berge empor und sinken Thäler tief hinab.“ Psalm 103. „Seine Herrlichkeit erzählen die Himmel, und als seiner Hände Werk preist sich das Firmament. In die Sonne hat er seine Wohnung gesetzt, und sie geht hervor wie ein Bräutigam aus seiner Kammer.“ Psalm 18. Baruch personifiziert das Licht und die Sterne: „Der das Licht sendet, und es geht, der es ruft, und es gehorcht ihm zitternd. Die Sterne werden gerufen, und sie sagen: Da sind wir! Sie leuchten mit Lust vor ihrem Schöpfer. 3, 33. 35. Wunderbar erhaben ist Job 38. Nur eine Stelle: „Wer verschloß mit Thoren das Meer, da es hervorbrach, wie wenn es hervorging aus dem Mutterleibe? Mit meinen Schranken umgab ich's und setzte ihm Niegel und Thore und sprach: „Bis hierher sollst du kommen und nicht weiter, hier deine schwellenden Wogen brechen.“

In seinen Schilderungen ist Job überaus lebendig, neu und kühn. Nicht immer freilich entspricht der Pracht des Ausdrucks der Gehalt der Ideen; seine Darstellung ist dann bilderreich, schwungvoll, prächtig, aber nicht erhaben. Ein Beispiel:

Gabst du dem Pferde Tüchtigkeit,
Gabst du ihm Gluth und Kraft?

Gabst ihm des Sprunges Flüchtigkeit,
Den Muth, der nie erschläft?
Wie flattert die Mähne so prächtig!
Des Wieherns Getöse, wie mächtig!
Wie klirret der Huf, daß der Boden bröht!
Wie jauchzt es dem Ruf, wenn der Schlachtlärm tont!
Das die Furcht nicht kennt
Und die Flucht
Nicht sucht,
Wenn der Kampf entbrennt.
Wo sauset das Schwert,
Da brauset das Pferd;
Wo der Köcher klirrt,
Wo die Lanze schwirrt,
Wo die Schlacht ertönt,
Die Drommete schallt,
Sein Fußschlag erdhöhnt
Mit Sturmesgewalt.
Ist der Schlachtruf da,
Ist der Kampf ihm nah,
So ruft es: Wah!
Wer gab ihm die Zier
Und des Kampfes Begier
Daß es vor Kampfes Ruf nicht zittert
Und das Kampffeld fern schon wittert?

Welch ein Kolorit, Welch ein Fluß, Welch eine Lebendigkeit, welche Kraft und welcher Schwung! Ein wahrer Zauberlanz dichterischer Einbildungskraft. Und doch ist die Darstellung nicht erhaben, sondern prächtig; zur Erhabenheit fehlt die Größe des Gedankens.

Im Gegensatz hierzu wird oft die großartigste Idee mit verblüffender Einfachheit vorgetragen, und dann erscheint die Erhabenheit der Darstellung um so wirkungsvoller. Gleich im Eingang der Bibel wird das Wunder der Schöpfung in den schlichten Worten ausgesprochen: „Und Gott sprach: Es werde Licht! Und es ward Licht.“ Ich kenne nur eine Stelle, die der genannten Erhabenheit gleichkommt; so recht eigentlich eine Parallestelle: Joh. 1, 14, wo das Wunder der Menschwerdung des Sohnes Gottes so berichtet wird: „Und das Wort ist Fleisch geworden.“ Unendlich erhaben ist auch: „Ich bin, der ich bin. (2. Mos. 3, 4.) Mit wie einfachen Worten gibt hier Gott sein Wesen an! Er hat das Sein aus sich selber, während alles andere, was da ist, ihm das Dasein verdankt. Welch ein Kontrast zwischen Gegenstand und Ausdruck! Auf der einen Seite das Erhabenste, was sich denken läßt

und auf der andern die schlichtesten Worte; das bewirkt eine erhabene Ruhe. Aehnlich wirken Stellen wie: „Es schwieg die Erde bei seinem Anblick.“ 1. Makk. 1, 3. „Am Abend: sieh da Schrecken, am Morgen: der Feind existirt nicht mehr,“ schreibt Jesaias bezüglich des Heeres Sennacheribs. Am Abend, heißt das, herrschte unter den Juden noch Schrecken, am Morgen waren die Feinde durch Gottes Engel vernichtet. Oder: „Ich sage Jerusalem, du wirst wieder aufgebaut! Und dem Tempel, du wirst wieder errichtet werden.“ Besonders ergreifend ist Ps. 36: „Ich sah einen Gottlosen überaus erhöht und hochgewachsen, wie die Cedern des Libanon. Und ich ging vorüber, und siehe, er war nicht mehr; ich suchte ihn und sein Ort ward nicht gefunden.“ Kann man erhabener den Gedanken ausdrücken, daß den Sünder nach kurzem Glücke Gottes Strafgericht ereilt?

So wird überall im N. T. was immer in der physischen, geistigen, sittlichen Ordnung der Dinge in uns das Gefühl des Unendlichen erzeugt, Quelle einer erhabenen Darstellung: die gewaltigen Erscheinungen der Natur, wie das, was unmittelbar die Seele mit Schrecken erfüllt, wie Akte heroischer Tugend und Heldenthates.

Auch das Neue Testament enthält viele Beispiele dieser Art von erhabener Darstellungsweise. Wenn Christus sagt: „Ich bin vom Vater ausgegangen“ (Joh. 16, 28), und „Ehe Abraham ward, bin ich“ (Joh. 8, 59), oder wenn Johannes schreibt: „Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort“ (Joh. 1, 1), und „Gott ist die Liebe“ (1. Joh. 14, 16), oder wenn der h. Paulus ausruft: „Was kann uns scheiden von der Liebe Gottes?“ — so ist das

eine Sprache voll Erhabenheit, wie sie die Welt bis dahin nie gehört hatte.

Gar schön schreibt Nollin über diese Art erhabener Darstellung. Die Art und Weise, wie die göttliche Weisheit durch die Schrift zu den Menschen sprach, ist sehr verwandt mit jener, wie sie sich ihnen offenbarte in der Menschwerdung und der Erlösung. Sie war zwar verschleiert unter demüthigem Außern der Kindheit, der Armuth, des Leidens: aber durch diese dunkle Hülle drangen stets einige Strahlen der Majestät und Allmacht, welche die Gottheit verkündigten. Dieser Charakter der Eintracht und Größe strahlt auch aus den h. Büchern.

Zum Schlusse noch eine Bemerkung. Wir sehen, wie das Erhabenste auch das Populärste ist. Was wahrhaft sublim ist, sagt Fenelon, das ist so voll Einfalt und Natur, daß man glauben sollte, es hätte jedem zuerst einfallen müssen; so gemein, daß jeder in Versuchung geräth, zu glauben, er hätte es ohne Mühe gefunden. Indes finden es nur sehr wenige, weil nur wenige es verstehen, so einfach zu sein, daß sie überall der reinen Natur folgen. Dieses Urtheil des gelehrten Bischofs illustriren gar schön die Gleichnisse aus dem Natur- und Menschenleben, die Parabeln, deren Christus sich so gerne bediente, um seine erhabenen Heilslehren den Menschen zu verkündigen. Dieselben bergen Gedanken, so tief, daß auch der größte Theologe sie nicht völlig auszu-denken vermag, und doch tritt in ihnen der Hauptgedanke so plastisch, anschaulich und klar hervor, daß auch das einfältigste Schulkind ihn erfassen und begreifen kann. Das ist erhaben und populär zugleich.

Montabaur.

Dr. theo. et phil. Kilian.

Der Cultus der jungfräulichen Mutter Gottes hat in der menschlichen Gesellschaft außerordentlich gewirkt und wirkt noch beständig durch den Einfluß dieser Reinheit und all jener Tugenden, welche gleichsam deren Ge-

folge bilden. Seine schützende oder heilende Einwirkung auf die öffentliche Moralität ist so unermesslich und so tief, daß ich es hier gar nicht versuchen darf, sie zu schildern.

Eine Heldin der Nächstenliebe.

Inweit der Hafenstadt Antwerpen, dem Ausflusse der Schelde gegenüber, lag in träger Ruhe ein Schiff. Nur undeutlich zeichnete sich die schwere dunkle Masse vom grauen Horizont ab, denn ein Flor von Nebel, der bleiern über Fluß und Stadt lagerte, hüllte sie ein. Es war, als ob dieser Nebel mitleidig das schreckliche Schauspiel, das sich angesichts des Gestades an Bord des Schiffes abspielte, verbergen wollte. Aber ein düsteres, im Winde flatterndes Segel verrieth dem kundigen Auge der Bewohner der großen Seestadt alsbald die traurige Wirklichkeit. Es war die Flagge der Quarantaine, das finstere Warnungssignal, dessen bloßer Anblick Schauer und Entsetzen einflößt. Die Fahne deutete an, daß auf dem Schiffe eine ansteckende Krankheit herrschte und demnach die Fahrgäste und Mannschaften des Schiffes das Land bis zum Erlöschen der Krankheit nicht betreten durften.

Die Cholera in ihrer ganzen Furchtbarkeit war auf jenem Schiffe ausgebrochen, Tod und Verderben um sich her verbreitend. Etwa 200 Personen, darunter arme müde Menschen, die in der neuen Welt das Glück gesucht, aber nicht gefunden hatten, befanden sich auf demselben.

Welch ein Schmerz für sie im Angesicht der langentbehrten Heimath sterben zu sollen, den theuren Boden, auf dem ihre Wiege gestanden, nicht mehr betreten, das Anliß heißgeliebter Zurückgebliebener nicht wiedersehen zu dürfen!

In dumpfen, elenden Kabinen lagen die unglücklichen Opfer der schrecklichen Krankheit, fast der nöthigsten Pflege entbehrend. Unter Schmerzen wanden sie sich hin und her und sahen verzweifelt dem Tod entgegen, dessen Beute sie werden sollten. Der Kapitän des Schiffes und seine Offiziere thaten allerdings, was in ihren Kräften stand, um das Loos der armen Kranken zu lindern. Aber es befand sich nur ein einziger Arzt an Bord, den Nachtwachen und Ueberanstrengungen schon sehr er-

schöpft hatten, und namentlich fehlte es an weiblicher Hülfe. Wohl war die traurige Lage der Schiffsbesatzung in der Stadt bekannt geworden; indessen, wie es so in der Welt zu gehen pflegt, man begnügte sich mit einem Mitleid aus der Ferne, mit unfruchtbarren Klagen und Seufzen.

Da erweckte Gott eine edle, weibliche Seele zu einem jener Akte des Heldenmuthes, der gewöhnlich viele zur Bewunderung, aber kaum einen zur Nachahmung beivegt. In früher Morgenstunde sah man eines Tages eine junge Frau in einer der belebtesten Straßen der Stadt aus der Thür eines stattlichen Hauses treten. Sie trug in ihrem Aeußeren den Stempel vornehmer Geburt und Erziehung, doch war sie sehr einfach gekleidet. Ein ehrwürdiger Greis nahm auf der Schwelle von ihr Abschied. Sie war sein einziges Kind, eine junge Wittve, die nach dem Tode ihres Gatten ihr Leben gänzlich den Werken der Nächstenliebe widmete. Gott hatte ihr ein in seltenem Maße verliehenes irdisches Glück früh genommen. Jung, schön, reich, von einem edlen Manne geliebt, von ihrem Vater vergöttert, ging sie heiter und sorglos durch das Leben, bis der Tod ihrem Herzen die erste, tiefe Wunde schlug. Aber sie hatte den eigenen Schmerz durch ein Mittel zu bekämpfen gewußt, das nur wenige anwenden, dessen tröstliche Wirkung jedoch im Leben nie versagt: wo und wie sie konnte, suchte sie das Leid anderer zu lindern, sich um ihre Wege zu vergessen, zu mühen, zu opfern, und hinzugeben.

Raum war ihr das traurige Schicksal jenes Schiffes bekannt geworden, als in ihrer Seele der Entschluß reifte, sich der verlassenen Kranken anzunehmen. Keine irdische Rücksicht vermochte sie davon abzuhalten. Nicht ohne tiefen Schmerz und doch mit einem Gefühl freudigen Dankes und Vertrauens küßte und segnete der Vater auf der Schwelle des Hauses seine muthige Tochter. Es war nicht anders möglich, Gott mußte sie ja schützen!

Jede Begleitung und Hilfeleistung ablehnend, schritt sie nun allein mit ihrem kleinen Reisefloßer durch die Straßen der großen Hafenstadt. Alle Leute, die ihr begegneten, besonders aber die Armen, welche in ihr eine stille Wohlthäterin verehrten, grüßten sie mit ehrerbietiger Freundlichkeit. Niemand ahnte jedoch, welche schwerere Aufgabe diese vornehme, junge Frau jetzt freiwillig entgegen ging. Festen Schrittes eilte sie auf das große Werft der Schelbe zu, wo ein alter Matrose sie in seinem Boote erwartete. Achtungsvoll nahm er die Mühe ab und reichte ihr seine rauhe Hand, um ihr beim Einsteigen behilflich zu sein. Sie setzte sich auf die schmale Planke nieder, zog den Schleier fester um ihr Antlitz und gab ihm das Zeichen zur Abfahrt. Da stieß der Mann vom Ufer, aber als er schon mit beiden Händen die Ruder erfaßt hatte, zögerte er noch und sah sie an, als ob er fragen wollte: „Ist es denn wirklich wahr?“ Die junge Frau verstand ihn, denn sie nickte lächelnd mit dem Kopfe. Der rauhe Schiffer unterdrückte gewaltsam die tiefe Bewegung, die ihn zu übermannen drohte; er fuhr mit dem Armel seiner Theerjacke über die Augen und theilte dann mit kräftigem Ruderschlage die Wogen.

Schnell glitt die Barke vorwärts, indem sie zuerst eine Weile der Strömung folgt. Dann segelte sie weiter und — o Gott, war es denn möglich? — in gerader Linie auf das Schiff des Todes zu. Am Ufer stand eine Menge von Hafen- und Werftarbeitern, die der geheimnißvollen Abfahrt zusahen und alsbald begriffen, worum es sich handle. Ihre sonst so harten Herzen wurden bei diesem Anblicke von einer förmlichen Begeisterung ergriffen. Wir aber, die wir auch am Lande zurückgeblieben sind, wollen uns im Geiste ausmalen, was sich an Bord jenes Schiffes zutrug: die Freude der armen Kranken, in deren Dienst die junge Frau Gesundheit und Leben stellt, die Gebete und Segenswünsche von den Lippen der Ster-

benden, — ein Tribut der Dankbarkeit, der zum Himmel für sie aufstieg — ganz besonders aber den tiefen Herzensfrieden, der sie selber inmitten so vieler kleiner und großer Opfer erfüllte, das süße Bewußtsein ihrer edlen That, die ihr schon hienieden zum Lohne ward.

„Mehr ist ein Segen als zehntausend Kronen!“ Und was mag erst jener Engel Gottes von ihr zu verzeichnen gehabt haben, der berufen ist der Menschen Thun in's Buch des Lebens einzutragen? Gott allein weiß, was sie geduldet und gelitten, um Ihm in den Leidenden zu dienen, er allein aber auch hat den Lohn hinterlegt für jede Barmherzigen, die da getrauert mit den Trauernden, geweint mit den Weinenden. Wenn er den Trunk Wasser nicht vergißt, den wir dem Durstenden reichen, wird er in seiner Liebe und Gerechtigkeit das Opfer unserer selbst, die Hingabe unserer höchsten irdischen Güter, nicht überschwänglich zu lohnen wissen? War er es nicht auch, der des Lebens schonte, das sie so bereitwillig um seinetwillen außs Spiel gesetzt hatte?

Als die Verheerungen der Krankheit endlich aufhörten, als es keine Schmerzen mehr zu lindern, keine Kranken mehr zu verpflegen, keine Todten mehr in der schauerlichen Tiefe zu begraben gab, hielt die junge Frau auch ihre Quarantaine, um das Schiff zu verlassen. Einfach und anspruchslos, als habe sie die alltäglichste Pflicht erfüllt, schied sie sich an, zu ihrem Vater und ihrer früheren Lebensweise zurückzukehren.

Derselbe Fährmann, dasselbe kleine Boot holte sie wieder ab, und so schritt sie eines Tages abermals mit ihrem Kößerchen durch die Straßen der Stadt ihrer Wohnung zu.

Was soll ich noch hinzufügen, meine lieben Leser?

Man hat so oft des langen und breiten über die christliche Nächstenliebe gesprochen. Ich meine, hier haben wir eine der schönsten Offenbarungen derselben.

Nächst dem Kreuze Jesu Christi, und mit diesem Kreuze, ist gerade der Mariencultus das kräftigste Mittel zur Erneuerung der Welt durch das Christenthum.

Nächst dem Kreuze Jesu Christi, und mit diesem Kreuze, ist gerade der Mariencultus das kräftigste Mittel zur Erneuerung der Welt durch das Christenthum.

Die Unbefleckte Empfängniß, die schönste Frucht der Erlösung.

Von R. S.



inen der gewöhnlichsten Einwürfe, den gläubige Protestanten gegen die katholische Kirche machen, ist der, daß die Kirche so viele neue Dogmen oder Glaubenssätze aufstelle; Dogmen, welche in früheren Jahrhunderten nicht gelehrt wurden, oder wenigstens nicht in der hl. Schrift enthalten sind. Am meisten Anstoß nimmt man an den Dogmen von der Unbefleckten Empfängniß und der Unfehlbarkeit des Papstes, die, so sagen sie, erst in den letzten Jahrhunderten erfunden, und in den letzten 50 Jahren zu Glaubenssätzen erhoben wurden.

Leider wissen viele Katholiken nicht auf solche Einwendungen zu antworten. Und doch ist eine Widerlegung nicht schwer, zumal unser göttlicher Lehrmeister selbst uns den Weg gezeigt hat. Er vergleicht unter anderm seine Kirche mit einem Samenkorn, das zum gewaltigen Baume emporwächst. Wenn wir so einen mächtigen Baum betrachten, können wir kaum glauben, daß er einst ein winziges Körnlein gewesen. So ist es auch mit dem Samenkornlein des Christenthums. Wie klein und unscheinbar war es, als der göttliche Säemann die Erde verließ. Aber wie wunderbar begann es zu wachsen und sich zu entwickeln und all die Schätze zu zeigen, die verborgen in ihm lagen. So wird es, nun zum stattlichen Baume geworden, der die ganze Welt überschattet, fortwachsen und immer neue Sprossen, Blüten und Früchte treiben.

Ein Umstand ist besonders merkwürdig und doch so ganz naturgemäß, daß in jedem Zeitalter gerade die Andachten, Orden und Vereine sich entwickeln, und gerade die Lehrentscheidungen getroffen werden, welche am meisten noth thun. Unser Jahrhundert ist eine Zeit der Auflehnung gegen göttliche und menschliche Auctorität. Da erklärt die Kirche das Dogma von der Unfehlbarkeit des Papstes. Jetzt haben wir inmitten der Stürme, die durch

Unglauben und Zweifelsucht hervorgerufen werden, einen sichern, untrüglichen Leuchthurm, und das Prinzip der Auctorität ist fester denn je begründet. — Der Indifferentismus und Unglaube unseres Jahrhunderts rüttelt an den Grundfesten des Christenthums. Civilisation, Fortschritt, Aufklärung, Humanität und Philanthropie sind die großen Schlagwörter, die man an Stelle des christlichen Glaubensbekenntnisses und seiner Geheimnisse setzen will. Vom Falle und der Sündhaftigkeit unseres Geschlechtes, von der Erbsünde und der Nothwendigkeit einer Erlösung, will der stolze Menscheng Geist nichts mehr hören. Da erklärt die Kirche das Dogma von der Unbefleckten Empfängniß; daß Maria, weil sie zur Mutter Gottes auserkoren war, durch die Verdienste des Erlösers, von der Erbsünde bewahrt blieb.

Darin faßt die Kirche die wichtigsten Grundwahrheiten des Christenthums zusammen: die Erbsünde, die Nothwendigkeit und die Thatsache der Erlösung durch Christus. Aus diesem Grunde paßt das Fest auch so recht in die hl. Adventszeit, die Zeit, welche das Harren der Menschheit auf den Erlöser sinnbildet, und in welcher wir uns auf das Fest der Geburt des Welterlösers vorbereiten sollen. Wie die Unbefleckte Empfängniß die nähere Vorbereitung für die Erlösung war, so ist sie zugleich die schönste Frucht der Erlösung. Von diesem Gesichtspunkte wollen wir heute das Geheimniß etwas näher betrachten. Denn nur den Erlösungsverdiensten Christi verdankt Maria diesen besondern Gnadenvorzug, daß sie in der Empfängniß von der Erbsünde bewahrt und mit dem reichsten Schätze von Gnaden geschnückt wurde. Dieses Glück kann sie nicht ihren Verdiensten zuschreiben, denn sie hatte ja noch keine erworben. „Wir werden,“ sagt der Weltapostel, „ohne unser Verdienst gerechtfertigt durch die Erlösung, die da ist in

Christo Jesu.“ Alle Gnaden werden uns nur zu Theil durch seine Verdienste. Durch Christi kostbares Blut werden wir von der Sünde befreit, durch sein heil. Blut wurde Maria vor der Sünde bewahrt. Darum betet die hl. Kirche auch in der Oracion des Festes: „O Gott, Du hast durch den vorhergesehenen Tod Deines Sohnes, die allerfeligste Jungfrau vor aller Makel bewahrt.“

Wie wirkte aber die Erlösung, bevor der Erlöser gekommen war? Eine Erscheinung in der Natur kann uns das leicht klar machen. Wir alle haben gewiß schon das Morgenroth beobachtet. Noch liegt die Erde da bedeckt vom Dunkel der Nacht. Im fernen Osten zeigt sich ein heller Streifen. Lichter und lichter wird er, schon erglänzen die Säume der Wolken im rothigen Lichte, und bald flammt der ganze Himmel im Glanze des Morgenrothes. Woher diese herrliche Erscheinung? Von der Sonne. Die sehe ich aber noch nicht! Und doch ist sie da. Noch kurze Zeit, sieh! da steigt majestätisch die Sonnenkugel am Himmel auf, gleichsam aus dem Schoße der Morgenröthe. Wenden wir das an: Wer ist die Morgenröthe? Wer die Sonne? Was ist das Aufsteigen? Das Morgenroth ist Maria, die Reine, Makellose, auf sie wendet ja die hl. Kirche das Wort der Schrift an: „Wer ist diese, die da einher schreitet, wie die aufsteigende Morgenröthe.“ Maria ist es, die so erglänzt im Lichte der nahen Sonne. Die Sonne ist Jesus Christus, die „Sonne der Gerechtigkeit.“ Ihr Erscheinen ist die Menschwerdung des Sohnes Gottes; das Auftauchen der Morgenröthe aber ist die unbefleckte Empfängniß seiner hl. Mutter. Noch war sie nicht erschienen, die rettende Sonne der Erlösung, aber schon sandte sie die herrlichen Strahlen voraus, als tröstende Botschaft der nahen Ankunft. Beschlossen war die Erlösung bei Gott, und so konnte Gott frei über die Verdienste der Erlösung verfügen. Machen wir es nicht ähnlich im Leben? Wenn wir wissen, daß wir in kurzem ein Kapital ganz sicher erhalten werden, dann machen wir jetzt schon Ausgaben, geben jetzt schon Anweisungen darauf. So hat auch Gott die Erlösungsverdienste Christi schon im Voraus wirken lassen,

um Maria von der Sünde Adams frei zu halten. Maria aber muß bekennen, daß sie nur „durch Gottes Gnade das ist, was sie ist,“ daß ihre unbefleckte Empfängniß ein Werk der Erlösung Jesu Christi ist.

Nun gibt es freilich unzählige Früchte der Erlösung. Maria aber ist die schönste, die herrlichste. Schon deshalb, weil ihr die Gnaden in reicherm Maße zu theil wurden, als irgend einem Geschöpfe, ja vielleicht als allen Engeln und Menschen zusammen. Aber sie ist besonders deshalb die schönste Frucht der Erlösung, weil ihr wie keinem andern, deren Verdienste schon im ersten Augenblicke ihres Daseins gegeben wurden, so daß sie nicht einen Augenblick der Sünde diente. Denken wir uns, ein vornehmer Herr habe sich gegen den König des Landes empört. Zur Strafe dafür soll er wie es in frühern Zeiten oft genug vorkam —, mit seinem Kindern in's Gefängniß geworfen werden. Schon führt man sie gefesselt zum Kerker. Da wirft sich der einzige Sohn des Königs vor den Vater hin, bittet um Verzeihung für die Unglücklichen und will selbst zur Sühne die härteste Strafe erleiden. Der König läßt sich vom Mitleid bewegen und erläßt die Strafe, dem einen sofort, an der Schwelle des Kerkers, dem andern bald nach dem Eintritt, dem dritten vielleicht erst nach längerer Zeit. Wir alle sind durch die Sünde Adams der Sünde und ihrer Strafe verfallen. Christus aber, der eingeborne Sohn Gottes, hat die Sühne geleistet und uns gerettet durch die Erlösung. Manchen werden die Erlösungsverdienste erst spät, am Ende des Lebens zugewendet, wir waren wohl meist so glücklich, daß sie schon bald nach der Geburt in der hl. Taufe uns rein wuschen; hl. Männer, wie der Prophet Jeremias und der Vorläufer des Herrn, der heil. Johannes, wurden schon im Mutter-schoße von der Erbsünde befreit.

Wenn nun wir, arme Sünder, so bald, nachdem wir das Tageslicht erblickten; wenn Jeremias, der den Herrn vorherverkündete; wenn Johannes, der ihm den Weg bereitete, schon vor der Geburt, von der Erbsünde befreit wurden, ziemte es sich da nicht, daß Maria noch früher der Segnungen der Erlösung theilhaf-

tig werde, sie, die des Erlösers Mutter werden sollte! Durfte sie auch nur einen Augenblick unter dem Fluche der Sünde stehen? Durfte sie, „die der Schlange den Kopf zertreten sollte“, auch nur einen Augenblick unter der Knechtschaft dieser höllischen Schlange stehen? Nein! nein! Das konnte der Erlöser an seiner Mutter nicht dulden. Wir empörten uns ja schon gegen eine solche Annahme. Wieviel mehr würde sich der Sohn Gottes, die Heiligkeit selbst, geweigert haben, seine Mutter von der Sünde besetzt zu sehen. Und darum hat er sie so glorreich erlöst, hat sie ganz frei gehalten vom Geifer der alten Schlange. Wer sollte sich nicht angetrieben fühlen, Gott zu danken, daß Jesus Christus seine hl. Mutter so verherrlicht hat! Ja, rufen wir der sel. Jungfrau zu: „Freue dich und frohlocke, denn Wunderdinge hat Dir der Herr gethan.“ „Denn ganz schön bist Du, und kein Makel ist an Dir.“ Ja, stimmen wir ein mit Maria in den begeistertsten Jubelgesang: „Hoch preiset meine Seele den Herrn, und mein Geist frohlockt in Gott meinem Heile.“ Preisen wir mit „allen Geschlechtern sie selig, weil so Großes an ihr der Herr gethan.“

Es muß dieses Fest aber auch für uns ein Freudentag sein, ein Freudentag für die gesamte Menschheit. Wir wissen ja, welches Unheil die Sünde der Stammeltern über sie und alle Nachkommen brachte. Adam mußte aus dem Paradiese hinaus, auf die Erde, die von nun an ihm trogte. Die furchtbare Höllenschlange vergiftete das ganze Geschlecht mehr und mehr. Höher als die Berge stiegen die entsetzlichen Laster. Brudermord und andere Schandthaten, riefen zum Himmel um Rache. Selbst die ungeheure Fluth vermochte nur die Sünder zu vertilgen, nicht aber die Sünde selbst; Feuer vom Himmel verzehrte die Uebelthäter und ihre Städte, nicht aber das Laster; Gözendienst und jeglicher Greuel machten frech sich überall breit; furchtbare Finsterniß und Schatten des Todes bedeckten die ganze Welt. Aus dieser Nacht tönen nur einige wenige Stimmen der Gerechten. Höret sie seufzen: „Steige auf, Stern aus Jakob.“ „Herr, sende, den Du senden willst.“ Doch

Jahrtausende verzögerte er sein Kommen. Noch heißer erkönt der Ruf nach dem Retter. „Werde Licht, Jerusalem.“ „Thauet ihr Himmel den Gerechten; Wolken regnet ihn herab; Erde, thu dich auf und sprosse den Heiland hervor.“ Da endlich — wie nach einer langen Sturm- und Gewitternacht, der Morgen erscheint, so erglänzet ein herrliches Licht am Himmel: „Das Weib, umstrahlt vom Glanze der Sonne.“ Mit Muth und Kraft werden erfüllt die Gerechten. Es ist ja die Jungfrau aus Jesses Stamm, und mit ihr naht Erlösung. Die Schlange sucht die Jungfrau; sie bebt, und will auch ihr den tödtlichen Biß versetzen; auch sie mit der Sündenschuld behaften. Umsonst. Nein und unversehrt bleibt die Jungfrau. Es wüthet die Schlange, sie fühlt schon den tödtlichen Tritt der Jungfrau. Er sieht das Ende seiner Herrschaft nahen, fühlt, daß „der Stärkere über ihn gekommen“; fallen muß er; fallen muß sein Haupt unter der starken Hand der neuen Judith. Es jubeln die Geretteten der Jungfrau zu: „Du bist der Ruhm Israels, Du die Freude des Volkes.“ Gefallen aber ist des Satans Reich, gebrochen für alle Zeiten. Mag er nun die Menschen verfolgen, fliehen sie unter der Jungfrau Mantel, so sind sie gerettet; mag er sie Jahre lang in Sünden verstrickt gehalten, und für sein eigen erachtet haben, sie werden ihm entrisßen, wenn sie noch an der Schwelle des Todes rufen: „O Maria, ohne Sünde empfangen, Zuflucht der Sünder, bitte für uns, die wir zu Dir unsere Zuflucht nehmen.“

So sehen wir, wie dieses Fest der Unbesleckten Empfängniß für Maria ein Ehrentag ist. Erinert es uns doch an den unvergleichlichen Vorzug, der ihr vor allen andern Kindern Evas zu Theil geworden, weil sie zur Mutter des Erlösers erkoren war. Für uns, ihre Kinder, ist er zugleich ein Tag der Freude und des Trostes. Er ist ein Tag der Vorbereitung auf die nahe Ankunft des Erlösers selbst. Bitten wir recht inständig Maria, uns seine Erlösungsverdienste reichlich zuzuwenden. Wie sehr bedürfen wir derselben und wie leicht können wir derselben theilhaftig werden. Maria ist durch

sie von aller Makel der Sünde bewahrt worden, — uns werden sie von der Sünde reinigen, wenn wir in Demuth und Vertrauen an des Erlösers Krippe treten. Wenn wir uns den Gnadenströmen nähern, die unverfälscht fließen in den Sakramenten der Buße und des Altars.

Wenden wir uns auch mit kindlicher Hingabe an die Unbefleckt Empfangene und rufen oft zu ihr: „O Maria, ohne Sünde empfangen, bitte für uns! Sei Du unsere Zuflucht gegen die Nachstellungen des bösen Feindes, der alten Schlange, deren Kopf Du zertreten.

Hilf uns ihre Herrschaft in unserm Herzen zu zerstören, durch die Gnade Deines Sohnes, unseres Erlösers, der mit seinem Blute uns erkaufte hat.“ Ganz besonders aber am Tage ihrer Unbeflechten Empfängniß wollen wir mit den Worten der hl. Kirche frohlocken: „Deine Empfängniß, o allerseligste Jungfrau Maria, hat der ganzen Welt Freude verkündet; denn aus Dir ging hervor Christus unser Gott, die Sonne der Gerechtigkeit, der den Fluch gelöst, uns Segen gebracht, der den Tod überwunden und ewiges Leben gespendet hat.“

M a g n i f i c a t .

Von Dr. Bernhard Schäfer.

M Is die Israeliten durch das rothe Meer geschritten waren, worin ein Vorbild der Erlösung liegt, da stand an den Ufern desselben eine Prophetin, Maria, die Schwester Marons, und sang an der Spitze von Frauen und Jungfrauen in der Erleuchtung des hl. Geistes das Errettungslied des Moses und verherrlichte es durch hellen Paukenschlag und festlichen Reigen. Jene alttestamentliche Mirjam oder Maria war auch Ursache des künftigen Heils geworden, als sie das Leben des Knäblein Moses, des Befreiers aus der ägyptischen Knechtschaft rettete; und jetzt ist sie die Führerin auf dem Wanderzug, Führerin beim Gottesdienst. Die Väter lehren mit Recht, daß sie ein Vorbild der neutestamentlichen Maria ist, und ihr herrlicher Lobgesang, den sie mit Moses singt, ist ein Vorbild des Lobgesanges, den ihr Urbild Maria an der Schwelle des Neuen Testaments gesungen hat.

Im Magnificat stimmt die jungfräulich mütterliche Seherin, die neue wahre Mirjam, den Lobgesang des Neuen Bundes, das neue Lied der Welterlösung an, und in Ewigkeit ist sie, des Allerhöchsten Tochter, Mutter und

Braut, die süße Vorsängerin, die hehre Chorführerin, welche den gottpreisenden Engel- und Menschen-Chören den Ton angibt. „Singet dem Herrn, denn er hat Großes an mir gethan.“ Und die streitende Kirche jubelt auf und respondirt der Meistersängerin.

Die Himmelkönigin singt ihr Magnificat beständig in ihrem und unserm Namen vor dem Throne des Allerhöchsten, um ewig zu jubeln und zu danken ob der unbegreiflichen Geheimnisse der Menschwerdung. Aber gerade deshalb, weil sie ihren unvergleichlichen Dank und Lobpreis der Menschwerdung als Mutter an all' ihrer Kinder Statt gesungen, tönt er in dieser Kinder Mund und Herz nach bis ans Ende der Zeiten.

„Hoch preiset meine Seele den Herrn.“ Alles Lob lehnt Maria von sich ab und bezieht es allein auf Gott; sie verkündet, daß jedes Geschöpf in Gott allein sich rühmen und freuen darf. Bei den Gaben verweilt sie nicht, sondern nur beim Geber; sie freut sich nur in Gott und zwar in Gott ihrem Heilande. Zum ersten Male kam hier der Name Jesus über die Lippen Mariens, denn in der Sprache, die sie redete, heißt Heiland Jesus. Im Heilande offenbarte

sich die Liebe und Barmherzigkeit Gottes zumal Maria gegenüber, denn in ihrem Kinde konnte sie zugleich ihren Gott lieben, und durch die Gottesliebe wurde die Kindesliebe gesteigert und umgekehrt.

„Er hat angesehen die Niedrigkeit seiner Magd.“ Aller Gnaden und Auszeichnungen erklärt sie sich für unwürdig und bekennt, daß es Gott gefallen, seine unwürdigste Dienerin in Gnaden anzusehen. Welch' heroischer Act der Demuth! Auch in jenem Augenblick, als sie zur höchsten Würde der Gottesmutter erhoben wurde, nannte sie sich eine Magd des Herrn. In ihrem Schweigen, Reden und Handeln hat sie stets die Tugend der Demuth geübt, aber sie will nicht einmal für demüthig, sondern nur für niedrig und geringfügig angesehen werden.

„Siehe, von nun an werden mich selig preisen alle Geschlechter.“ Maria spricht hier im Bewußtsein ihrer hohen Würde als Prophetin. Hierin liegt kein Widerspruch mit der eben bekannten Geringfügigkeit, denn die wahre Demuth besteht darin, daß man anerkennt, wie man in und aus sich Nichts hat und Nichts kann, daß man aber dasjenige, was Gott an uns und durch uns thut, nicht hoch genug anschlagen und preisen kann.

Wer zählt die Ave Maria, die Engel des Herrn, Magnificat, Salve Regina, Memorare, die Litanieen, die Tagzeiten, die Millionen Rosenkränze, die zu Ehren der Mutter Gottes gebetet werden? Wer zählt die Novenen, Gelübde, Feste, hl. Messen, zu Ehren der seligsten Jungfrau? Wer die Kapellen, Kirchen, Dome, Wallfahrten, Congregationen, Orden der Mutter Gottes? Wer nennt die Zahl der Sünden, die sie verhütet, der Gebete, die sie erhört, der Tugenden, die man ihr verdankt, der armen Seelen, die sie erlöst, der Heiligen, die durch sie in den Himmel gekommen? Alle Völker und Nationen, Männer und Frauen, Reiche und Arme, Engel und Menschen: alle wetteifern, um die prophetischen Worte der seligsten Jungfrau täglich zu erfüllen.

„Denn Großes hat an mir gethan, der da mächtig und dessen Name heilig ist.“ Alle Erbarmungen, Wohlthaten und Gnaden, die der Allmächtige ihr verliehen, faßt sie in ein

Wort zusammen. Der hl. Thomas sagt: „Gott kann größere und herrlichere Werke schaffen, als er geschaffen hat mit Ausnahme von dreien: der Menschwerdung Christi, der göttlichen Mutterchaft Mariä und der Seligkeit des Menschen, die in der Anschauung Gottes besteht.“

Maria hebt drei Eigenschaften Gottes hervor, die Allmacht, die Heiligkeit und gleich darauf die Barmherzigkeit, und zeigt damit, wie und warum Gott sie zu seiner Mutter erhoben hat. Die Menschwerdung ist ein Wunder der Allmacht Gottes. Als heiliger Gott muß er die Sünde hassen, aber die Barmherzigkeit will die Sünder begnadigen.

„Er ist barmherzig von Geschlecht zu Geschlecht.“ Da die Erbarmungen des Allerhöchsten aus der Fülle der seligsten Jungfrau überströmen auf das ganze Menschengeschlecht, und da sie die Himmelspforte ist, durch welche alle Erbarmungen gingen und noch gehen, und durch welche wir eintreten müssen zur Theilnahme an der Gottheit, darum hat sie bekannt, daß sich die Barmherzigkeit des Herrn über alle Geschlechter verbreiten werde, um sich allen mitzutheilen, die ihn fürchten.

Mit den folgenden Versen: „Er übt Macht mit seinem Arm“, „Die Gewaltigen stürzt er, erhöht die Niedrigen“, „Die Hungrigen erfüllt er mit Gütern“ zc. preist Maria das Walten der Macht und Liebe Gottes, wie es sich namentlich bisher in der Geschichte geoffenbart hat. Den Arm der Allmacht Gottes haben alle Feinde Gottes erfahren, namentlich alle Heidenvölker, mit denen die Israeliten in Berührung kamen. Die ganze alttestamentliche Geschichte ist ja eine Kette von Wundern, die alle Völker erfahren haben.

„Die Hoffärtigen und Gewaltigen stürzt Gott vom Thron.“ Beispiele sind: Lucifer, Pharao, die Kanaaniter, Goliath, Saul, Achab, Sennacherib, Salmanassar, Nabuchodonosor, Baltasar, Antiochus. — „Die Niedrigen hat er erhöht.“ Das ganze jüdische Volk ist ein Beweis, aber auch viele Einzelne; so z. B. Joseph, Moses, David, Mardocheus u. a. m. Mit diesen kurzen Zügen aus der

Geschichte ihres Volkes gibt Maria zugleich eine Darstellung der neutestamentlichen Gnadenordnung. Die Hochmüthigen und Stolzen werden gedemüthigt, und den Demüthigen gibt Gott seine Gnade. Hungernde erfüllt er mit geistigen Gütern, die da Hunger und Durst nach der Gerechtigkeit haben. Während die Armen im Geiste mit Gütern der Gnade gesättigt werden, scheidt er die Reichen leer fort, d. h. diejenigen, die reich sind in ihrer Einbildung, Vermessenheit und Annahmung, die ihr Herz mit falschen Gütern angefüllt haben und kein Bedürfniß nach den Erlösungsgnaden in sich fühlen.

Mit den letzten Versen: „Er nimmt sich Israels an“ etc. geht Maria auf das Geheimniß der Menschwerdung des Sohnes Gottes über. Gott hat sich Israels ja so angenommen, wie er dem Abraham und seinen Nachkommen verheißten hat. Dem Abraham hat aber Gott dreimal die Verheißung gegeben, daß in seinem Samen alle Völker der Erde gesegnet werden sollen. Und so ziehen vor dem Geiste der Gottesmutter alle messianischen Verheißungen vorüber, welche die Patriarchen, Moses, David, die großen und kleinen Propheten verkündigt haben. Maria sieht jetzt alles in Erfüllung gehen, sieht den alten Bund seinem Ende nahen und den neuen Bund, die Kirche, entstehen. Und die Kirche ist für alle Geschlechter und Nationen aller Zeiten bestimmt und währt ewig.

Wahrhaftig ein großartiger Lobgesang, der

die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft umspannt, der alle Großthaten göttlicher Liebe und Erbarmung preist, der die Marienverehrung begründet, weil Gott Großes an ihr gethan. Dieser Cultus ist richtig dahin erklärt, daß Mariens Größe nur Gottes Größe, Mariens Macht nur Gottes Macht ist, und die Marienverehrung wird für alle Zukunft vorausgesagt. Maria ist im neuen Jerusalem zur Sangeskönigin geworden, zur Mutter und Chorführerin des vollendeten Gotteslobes, zur Meisterin eines demüthigen und vertrauensvollen Gebetes. Sie preist in ihrem hohen Lied der Demuth die Wunderwerke der Erlösung, die Erhebung der Demüthigen, die Treue und Barmherzigkeit Gottes. Die Antiphon zum Magnificat führt uns das volle Gnadenbild der seligsten Jungfrau vor Augen. Sie ist die selige Mutter und unverkehrte Jungfrau, die glorreiche Königin der Welt. Es ist dies der Ausdruck der gewonnenen Erkenntniß und des Lobpreises Gottes im Hinblick auf den Reichthum der göttlichen Gnade und auf die Glorie der Gottesmutter. Der Wunsch der Kirche ist, daß wir uns beim Beten des Magnificat mit Maria vereinigen, um Gott für die Wunder zu danken, die er zu ihren Gunsten gewirkt. Die Kirche hat ja Theil an den Gnaden der Mutter Gottes, und deshalb sucht sie in ihre Gesinnungen einzubringen und diese zu den ihrigen zu machen. Die Schlußworte der Antiphon leiten zum Gebet über.

Die moralische Schönheit all der Tugenden, die in Maria athmen, würde uns Menschen zu abstrakt vorgekommen sein, wenn sie uns bloß an sich gezeigt worden wäre. Sie hätte nicht recht erfaßt werden können von unserer sinnlichen Natur, die sich über die Erde nicht erheben kann, wenn sie nicht etwas Irdisches hat, worauf sie sich stütze, und die sich, wie Plato sagt, „von den schönen Körpern zu den schönen Seelen, und von den schönen Seelen zu der ewigen Schönheit erhebt.“ Es war also nothwendig, daß diese Tugenden einen

Ausdruck hatten, und zwar einen menschlichen Ausdruck. Zu dem Zwecke ist das Wort Fleisch geworden und ist uns die ewige Schönheit in Jesus Christus erschienen.

Der Cultus der allerseeligsten Jungfrau Maria ist in einem gewissen Sinne der besondere Cultus für den Mann, sowie er in einem anderen Sinne der besondere Cultus für das Weib ist.

Der verwirrte Rosenkranz.

In dem kleinen Städtchen U. hielt einst der Pfarrer am Feste Maria vom Siege eine recht ergreifende Predigt über das Rosenkranzgebet, die er mit dem Wunsche beschloß, daß wenigstens einer unter seinen Zuhörern von heute ab ein eifriger Verehrer Mariens werde und dies dadurch beweise, daß er täglich den Rosenkranz bete. — Gezündet hatten alle seine Worte, das war sicher, kamen sie ja aus gutem Herzen und fanden somit auch wieder den Weg zu den Herzen der Gläubigen; aber ob der Wunsch des frommen Priesters auch wohl erfüllt worden ist? — Wir wollen sehen.

Leer und immer leerer wurde es in der Kirche, die Lichter wurden ausgelöscht, der Haupteingang verschlossen, und nur noch ein einziger frommer Vetter befand sich in einer Nische vor einem Muttergottesbilde, ein Knabe im Alter von 12 bis 13 Jahren. Wohl mochte er sich allein wähen in dem großen Gotteshause, denn plötzlich hub er mit halblauter Stimme zu beten an, lange und innig, und schloß endlich mit den Worten: „O Maria, meine Mutter, sieh hier zu deinen Füßen eines deiner Kinder, das dir verspricht, keinen Tag vorübergehen zu lassen, ohne den Rosenkranz gebetet zu haben; nimm diese meine Gabe wohlgefällig an und segne und schütze mich dafür, damit ich dereinst zu dir in den Himmel komme.“

Gerührt ging ich von dannen, wollte ich ja eben dem braven Kinde seine Freude nicht verderben und ihm zeigen, daß ich Mitwisser seines Geheimnisses war, nahm mir aber fest vor, daselbe nicht außer Acht zu lassen und Erfundigungen einzuziehen, ob es sein Versprechen wirklich gehalten habe; denn nach einigen Tagen mußte ich U. verlassen.

Viele Jahre waren seitdem vergangen, und längst war der Knabe meinem Gedächtnisse entschwunden, als ich eines Tages wieder lebhaft an ihn erinnert wurde. Auf einer Reise durch meine Heimath wollte ich auch den Pfarrer in U. besuchen, fand ihn aber nicht zu Hause, sondern er war, wie man mir sagte, zu einem

franken jungen Mann gerufen worden. Ich erwartete seine Rückkunft und nach der ersten freudigen Begrüßung erzählte er mir folgendes: „Soeben ist mir doch etwas Merkwürdiges begegnet; vielleicht Erinnerst du dich doch des kleinen Karl W., der in dem Jahre, als du uns verliehest, mit zur ersten hl. Kommunion ging und der sich immer durch eine innige Andacht zu Maria ausgezeichnet hat. In meinen Armen ist er eben sanft hinübergeschlummert ins bessere Jenseits. Doch hat er mir vor seinem Tode noch ein Geheimniß anvertraut, das vielen von Nutzen sein kann, und das du zuerst erfahren sollst. Als Knabe von 12 Jahren hatte er auf eine Predigt hin das Versprechen abgelegt, täglich den Rosenkranz zu beten. Dieses Versprechen hat er treu gehalten, bis zum letzten Tage seines Lebens; doch nicht immer so, wie er als frommer Knabe gethan hat. Auch für ihn kam die Zeit schwerer Versuchungen, sein Glaube gerieth in Gefahr, er ließ nach in seinen Religionsübungen, schloß sich an schlechte Freunde an und schien für den Himmel verloren, viele, viele Jahre hindurch. Aber auch in dieser Zeit der Leichtfertigkeit blieb er seinem Maria gegebenen Versprechen treu, den Rosenkranz betete er Tag für Tag, jedoch es war nicht mehr das kindlich-fromme Gebet eines unschuldigen Herzens, sondern ein gewohnheitsmäßiges Lippengebet. Wie hätte ein solches Gebet der Himmelskönigin gefallen können? Sie konnte es weder annehmen noch erhören, aber ungerührt blieb ihr Mutterherz doch nicht. Die „gütige Mutter“ wollte als „Zusucht der Sünder“ den kleinen Liebesdienst lohnen, die „mächtige Jungfrau“ sich ihrem Schützling dadurch dankbar erweisen, daß sie seiner Schwäche auf wunderbare Weise zu Hilfe kam und ihn zur Erkenntniß seines tiefen Falles brachte.“

Als er eines Sonntags Abends müde und abgesspannt aus dem Wirthshause nach Hause kam, griff er mechanisch nach seinem Rosenkranze und ließ ebenso die Körner mechanisch durch seine Finger gleiten. Doch halt, was ist

das? Der ganze Rosenkranz ist verwirrt, das eine Gesetz enthält 4, das andere 7, das dritte 12 und so mehr Körner. „Das geht nicht, mit rechten Dingen zu“, murmelte er, gab sich aber die Mühe, den Rosenkranz wieder in Ordnung zu bringen und legte sich dann zu Bette. Die Nacht über dachte er noch manchmal über das Geschehene nach, ohne Deutung finden zu können, am folgenden Morgen aber war das alles wieder vergessen, und das alte Leben begann von neuem. Der Abend kam und wiederum dieselbe Verwirrung des Rosenkranzes. „Wer mir diesen Streich gespielt, soll dafür büßen,“ sprach er ärgerlich für sich, allein der Thäter war und blieb unbekannt. Am folgenden Abend wiederum dasselbe, und so ging's weiter bis zum Samstag. — Allein aus dem lebensfrohen jungen Mann war ein Träumer

geworden, still und in sich gefehrt ging er umher, einen schweren Kampf mit sich selbst kämpfend. Hatte er endlich die wahre Ursache errathen, die strafende, doch auch rettende Hand seiner himmlischen Mutter erkannt, ihre sanfte, vorwurfsvolle Stimme in seinem Innern verstanden? — Ganz gewiß, sonst würde man ihn nicht an jenem Samstag Abend in dem Gotteshause vor demselben Bilde wie vor Jahren gefunden haben, mit herzlicher Liebestreue seinen Rosenkranz betend und seiner lieber himmlischen Mutter das erste Gelöbniß erneuernd, mit dem Zusätze, von jetzt an den Rosenkranz wirklich zu beten. Und er hat es auch gehalten, standhaft und treu, seine Seele war gerettet; zurückgeführt auf den rechten Weg, hat seine himmlische Mutter heute am Samstag ihn sanft hinübergeleitet ins bessere Jenseits.“

Du Zuflucht der Sünder, bitte für uns.

Die Strahlen der sinkenden Sonne sandten ihr Licht in das ärmliche Zimmer eines kleinen Häuschens, welches fast ganz außerhalb des Dorfes lag, und beleuchteten mit ihrem sanften Glanze ein trauriges Bild. Im Zimmer saß die noch junge Frau, weinend und schluchzend, während die beiden Kinderchen sich abwechselnd an sie schmiegt, gleich als wollten sie ihren Gram durch kindliche Zärtlichkeit lindern. Vergebens. Das thränenvolle Auge der Mutter heftete sich von Zeit zu Zeit auf die Wanduhr, und es war, als rufe jeder Blick neuen Kummer in ihr wach. Es war Sonnabend. Die Nachbarn, welche in der nahegelegenen Stadt zur Arbeit gingen, waren bereits zurückgekommen, und hatten den Ertrag der Woche heimggebracht, nur Adolf, ihr Mann, fehlte. Ach, und in welchem Zustande würde er heimkommen!

Adolf war ein fleißiger und rüstiger Arbeiter, aber schon ein Jahr nach seiner Verheiratung war er in schlechte Gesellschaft gerathen und seitdem dem Trunke ergeben. Dieses Laster hatte in ihm jedes Fünkchen Liebe zu sei-

ner Familie ertödtet und damit war auch sein Pflichtgefühl als Vater und Gatte erstorben! Empfang er den Wochenlohn, so war sein Weg, — während die Besseren seiner Genossen frohen Herzens zu den Ihrigen eilten, — in die Schenke und kam er dann nach Mitternacht nach Hause, so hatte die beklagenswerthe Frau noch Scheltworte und Drohungen des Betrunknen zu erwarten und zu ertragen. Und der Sonntag? Die heilige Messe zu besuchen, fehlte dann dem Unglücklichen die Andacht und mehr noch der gute Wille. Den Weg zur Dorfschenke fand er um so schneller und sicherer. Bei einer solchen Lebensweise konnte es nicht fehlen, daß jede bessere Regung, und zumal der Glaube, aus Adolfs Seele schwand, und wenn sich das Gewissen in ihm regte, nun, in den Wirthshäusern gab es ja des unseligen Getränkes genug, um es schnell zu übertäuben. Keinen Gott, keine Kirche, kein Gebot achtete er. Fünfmal bereits war die heilige Osterzeit verstrichen, jene Zeit, wo uns die heilige Kirche, angeichts des lachenden Frühling's verpflichtet, auch unsere Seele zu erneuern und zu

verjüngen in jenem Himmelsfrühling der heiligmachenden Gnade, welche uns im allerheiligsten Sakramente zu theil wird. In Adolfs Seele war dieser Frühling nicht gekommen: er hatte seit jener langen Frist die heiligen Sakramente nicht empfangen und überhaupt auch kein Verlangen nach diesen Himmelsgaben empfunden. —

Lieber Leser, wenn du ein treues und aufrichtiges Glied unserer heiligen Kirche bist, so wirst du leicht ermessen, daß es nicht allein die häusliche Noth war, welche das Herz Margarethens, — so hieß das junge Weib — beschwerten, nein, sie empfand eine nicht minder große Besorgniß für die Seele ihres Mannes. Wie leicht konnte demselben, wenn er betrunken den weiten Weg aus der Stadt zum Dorfe machte, ein Unglück zustoßen, das ihn in seinen Sünden dahintraffe.

Margarethe trauerte, aber sie sagte nicht. Sie war eine fleißige Verehrerin der heiligen Jungfrau und hielt auch die Kinder zur Verehrung derselben, wie überhaupt zur Frömmigkeit an. Nachbarn versicherten, daß sie bis zu Thränen in den Augen gerührt gewesen seien, als sie einst in später Abendstunde belauschten, wie unter mütterlicher Nachhilfe das kleinere der Kinder Maria anslehete, sich des Vaters zu erbarmen. — So flehte sie auch heute. Aber noch war bei dem Gatten keine Sinnesänderung wahrzunehmen. Wollte Maria ihr Gebet nicht erhören, jetzt noch nicht, wo in wenigen Wochen das hl. Ofterfest wiederkehrte?

Es war bald 11 Uhr: Adolf war noch nicht da. Die Kleinen schliefen, während die Mutter unter heißen Thränen vor dem Bilde der heiligen Jungfrau knieete. Aber die Ermüdung gewann die Oberhand: das Haupt auf den Tisch geneigt, schlief sie knieend vor dem Bilde ein.

Kurze Zeit darauf kam Adolf, und wie wohl zu erwarten war, betrunken. Die Nachbarn wußten jedesmal, wenn er anlangte, da dieses kaum einmal ohne Schelten und Fluchen vorübergegangen war. Heute sollte es anders kommen. Der Anblick der im Gebete eingeschlummerten Gattin brachte ihm einigermassen das Bewußtsein wieder, und deutlich rief in

seinem Inneren die Gewissensstimme: „Wie lange Zeit ist seit deinem letzten Gebete veronnen? — Mit einer Sanftmuth, die Margarethe nahezu fremd geworden war, weckte er seine Gattin.

Die Nacht war vorüber. Adolf hatte keinen Schlaf finden können; der Wurm des bösen Gewissens begann in seinem Innern zu nagen und eine unerklärliche Angst quälte ihn. Am andern Morgen besuchte er die Kirche; umsonst, die Unruhe wollte nicht von ihm weichen. Am Nachmittage besuchte er die Stadt, er besuchte viele Kirchen, verrichtete Andachten, und das Verlangen, sein schuldbeladenes Herz zu erleichtern, wurde immer mächtiger in ihm. Aber — wie soll er eingestehen seinen Ungehorsam gegen die hl. kirche, seinen sündigen Lebenswandel? „Ja, gesteh“, mahnte sein Inneres ihn. — „Nein, du darfst es nicht!“ züchte der höllische Versucher in seiner Seele. Von quälender Unruhe getrieben, lenkte Adolf seine Schritte zum nahen Kloster des hl. Franziskus: er wollte und mußte seinen Seelenzustand offenbaren. Aber wie es beginnen? Klopfenden Herzens trat er in die friedlichen Räume ein. Und siehe. Im Vorflur stand, sanft beglänzt vom Schimmer des ewigen Lämpleins, das Bildniß der gebenedeiten Jungfrau, und unterhalb des Bildes waren die Worte angebracht: „Du Zuflucht der Sünder, bitte für uns!“ — Da fiel es unserem Verirrten wie Schuppen von den Augen und gleichzeitig ein Centnerstein vom Herzen. Er hatte die wahre Zuflucht für seine beunruhigte Seele gefunden. Ungefäumt knieete er nieder und betete lange und innig, nicht achtend der inzwischen vorübergehenden Ordensbrüder. Und sofortige Erhörung sollte ihm zu Theil werden. Als er das Gebet vollendet hatte, da war sein verhärtetes Herz erweicht von der gnadenreichen Liebe unserer gütigen Helferin, und eine innige Reue hatte daselbe mächtig ergriffen. Entschlossen offenbarte er einem der frommen Ordensbrüder seine schweren Vergehen und wurde von diesem auf das liebevollste vorbereitet zur Beichte. Wir dürfen freudig glauben, daß er durch aufrichtige Reue in hl. Sakramente der Buße jenen Stand der Gnade wiedererlangt hat, der ihm für so lange Zeit verloren gegangen war.

Maria hatte geholfen! Adolf ist wieder ein nüchternen und braver Arbeiter und Gatte, und was noch werthvoller ist, er ist nun wieder ein pflichttreuer Sohn der heiligen katholischen Kirche geworden.

Entered at the Post Office at Buffalo, N. Y., as second-class matter.

Editorielles.

Stille Nacht, heilige Nacht!

Die Sterne blinkten am Himmel Judäa's, tiefes Schweigen deckte die Erde. Bedeutungslos wie jede andere Nacht schien auch diese vorübergehen zu wollen. Und doch sollte sie von welthistorischer Bedeutung werden und Zeuge der Ankunft des Messias sein, den die Völker seit Jahrtausenden erwartet hatten. Aber ahnungslos lag die Erde, in das sanfte Licht der Sterne gebettet und Niemand schien der großen Hoffnung zu gedenken, die sich heute im Schooße des auserwählten Volkes erfüllen sollte.

Stille herrschte in den goldstrahlenden Hallen des Tempels auf Moria, und in bleiernem Schlaf lag das auserlesene Volk, von den Aufregungen des Tages und dem Lärme der nationalen Feste erschöpft.

Nur einige arme Hirten, welche draußen bei ihren Heerden Wache hielten, maßen den Lauf der Zeit am Gange der goldenen Sternbilder. Das Thema der Unterhaltung, die sie führten, war das unerhörte Ereigniß, daß die Zählung des Volkes begonnen hatte gemäß dem Befehle des Kaisers Augustus. Der römische Imperator wollte einmal ausfinden, wieviel hundert Millionen Bewohner die Länder seiner unbegrenzten Weltherrschaft bevölkerten. So hatte er den ersten Censur ausgeschrieben und sein Ergebnis sollte für ewige Zeiten hin die Größe und weltumfassende Herrschermacht Rom's bezeugen.

Das war ein Ereigniß, das ohne Frage alle Großen der Welt, alle Machthaber und Herrscher, alle Gelehrten und Staatsmänner und alle Kreise des Volkes bis in seine untersten Schichten beschäftigte und im Athem hielt.

Das Buch der Völker, die heilige Schrift, erwähnt dieses weltlichen Ereignisses nur in

knappen dünnen Worten. Sie gedenkt vielmehr eines andern Vorkommnisses, einer schlichten und einfachen Szene. Und merkwürdig gerade diese wurde für alle künftigen Zeiten bedeutsam. Und so erhalten wir sichere Kunde nur von einem Vorgange jener Nacht, der ganz unbeachtet von der Welt, in wahrhaft heiliger Einfachheit sich vollzog.

Bei Bethlechem hielten einige Schafhirten Nachtwache. Es waren sicherlich kindlich fromme Männer, die sich weniger um die Welt als um die Lehren des väterlichen Glaubens bekümmerten. Die stolzen Pläne des römischen Kaisers waren gewiß auch Gegenstand ihrer Unterhaltung. Ihr Auge wird aber mehr in der funkelnden Schrift des Himmels gelesen haben, der von der Größe Gottes erzählt. Die Geschichten der Väter waren ihnen geläufiger als die Historien der Tagesgeschichte und der Stadtklatsch. Da es eine alte Erfahrung ist und ein erprobter Wahrheitspruch, daß meistens Derjenige erscheint, um welchen sich eine animirte Besprechung dreht, so nehmen wir an, daß diese schlichten Männer von der nahen Ankunft des Erlösers sprachen. Die tausendjährige Hoffnung ihres Volkes lebte ohne Frage in den Seelen der Armen am lebhaftesten. Daß der Messias bald kommen müsse, daß die Zeit der Verheißung da sei, das wußte auch jeder Mann und jedes Kind im heiligen Lande. Treuer und frischer als das deutsche Volk seine Barbarossa-Legende, trug das Volk Gottes das Bild des versprochenen Heilandes im Herzen.

Seine hehre Gestalt trat auf jedem Blatte der heiligen Geschichte hervor. Er war der Gegenstand des Sehnsüchtigen für Jahrtausende. Er sprach aus den Sängen aller Dichter, aus den Visionen aller Propheten. Er war das Alpha und das Omega der Synagoge, der Lehrer und des Volkes. Er war die Leuchte

in allen Tagen der Prüfung und der Heimsuchung; Er war der Fels des nationalen Lebens, der Anker aller Erwartung; Er war das Licht des Lebens. Stürme und Nebel konnten zeitweise diesen Stern der Verheißung trüben und verhüllen, aber strahlender als die Sonne trat er immer wieder am geistigen Himmel des Volkes hervor, um mit Licht und Wärme jedes gläubige und hoffende Herz zu erfüllen.

Er war sicherlich das Thema der Unterhaltung der Hirten bei Bethlehem und seine Erwartung das Gebet ihrer Herzen. Mit Jubel beteten sie das hohe Lied der Sehnsucht: „Thauet Himmel den Gerechten, Wolken regnet ihn herab.“

Und siehe, welches Wunder vollzieht sich vor ihren geblendeten Augen. Ein himmlisches Licht umgibt sie und Engelschöre singen wunderbarer Weise von der Ankunft des Herrn. Im Stalle zu Bethlehem sollten sie ihn finden, als liebliches Kind, in Windeln gewickelt.

Sofort rüsteten sie sich zur heiligen Wallfahrt. Es ist die erste christliche Pilgerfahrt auf Erden, Engel gingen ihnen als Zugführer voran u. bald knieten sie, die Erstlinge der Liebe des Messias, vor der Krippe, um ihn anzubeten und ihm zu hulldigen.

Der stolze Hohepriester, die Schriftgelehrten bekamen keine Kenntniß von der welterlösenden Bedeutung dieser Nacht; in den Palästen der Großen herrschte die Ruhe des Todes und das Hallelujah der Engel rief kein Echo in ihren Hallen wach.

Und doch sollte die frohe Botschaft auch den Reichen und Großen zukommen, aber auch hier nur denen, deren Herzen für das Erscheinen des Herrn bereitet waren. Ja die Schöpfung sollte Kunde von seiner Ankunft geben.

Ein wunderbares Gestirn tauchte im D^oan des Himmels auf, alle Sonnensysteme überstrahlend. Aber nur Wenige auf Erden hatte die Sehnsucht wachgehalten und nur sie sahen seinen Glanz. So kamen die Magier und Könige des Morgenlandes auf den Karawanenstraßen daher gezogen, um nach dem neugeborenen König der Juden zu forschen.

Das war die erste Weltdeputation, die sich

beim Throne des ewigen Weltherrschers empfand, um ihn den Tribut zu zahlen.

Seitdem sind 2000 Jahre im Strome der Zeit dahingeflossen und die Welt hat nicht aufgehört, diesem neuen Könige zu dienen. Christfest wird auch heute noch von Arm und Reich begangen und Weihnacht wirft auch jetzt noch einen Strahl himmlischer Seligkeit in Hütte und Palast, wo immer die Herzen für den Messias bereitet sind.

Aber auch heute noch gibt es eine Welt, welche die Ankunft dieses Welterlösers ignorirt; auch heute noch gibt es eine Armuth, die von seinem Lichte nicht erwärmt, einen Reichthum, der vor seiner Gnade nicht gerührt, ein Königthum, das von seiner Majestät nicht bestrahlt wird.

Tausenden ist heute, wie am Tage Bethlehems, die Messias Hoffnung eine wesenlose Legende; Tausende möchten jetzt wie damals ihr Auge vor dem Glanze seiner Erscheinung abwenden und ihr Ohr der frohen Botschaft verschließen: Friede auf Erden den Menschen, die eines guten Willens sind!

Der Glaube an Christus ist Vielen wieder abhanden gekommen und in ungezählten Häusern erinnert der heilige Tag und sein Fest an alles Andere mehr, als an den Heiland und Erlöser.

Selbst der Jugend möchte man das freudreiche Fest zu einem Zaubermärchen machen.

Da hört man wieder vom Santa Claus, vom Kriß-Kinkel und von allen möglichen und unmöglichen Celebritäten. Die Geschichte ist zur Legende geworden, die Legende zum Märchen, das Märchen zur Fabel, die Fabel zur Sage, die Sage zum Firtlesanz und dieser zum vollständigen Blödsinn. Und dieser treibt seinen Anflug in Vereinshallen und Sonntagschulen, Bankettsäl:en und in den christlichen Familienkreisen!

Der Tannenbaum prangt zwar noch überall, aber er ist in gar vielen Plätzen nicht mehr ein Christbaum. Was die Seelen der großen und kleinen Kinder am meisten beschäftigt, ist nicht mehr die heilige Geschichte, sondern ein mythologischer Wischwasch, nicht mehr dieser Heiland

und Herzenskönig im Stalle zu Bethlehem, sondern die Zahl und Pracht der Geschenke.

Aber der Christbaum in seiner wahren Bedeutung hat auch heute noch seinen Platz in jedem Heime, wo die Herzen für die Erscheinung des Herrn bereitet sind.

Wie gesegnet eine Familie, wo eine fromme Mutterhand das Bäumchen für die Kinder schmückt! Sei es noch so klein und noch so arm: ein Himmel von Poesie blickt mit seinen Lichtern in die Kinderaugen, weht aus seinem Gezweige in unschuldvolle Seelen.

Welleicht sind die kahlen Nestchen nur dürftig geschmückt und liegen zu Füßen des Bäumchens nur bescheidene Gaben der Liebe. Aber aus der kleinen Krippe lacht den Kindern im eigenen Wilde der Gott der Liebe entgegen und die Gruppe, wie sie in Bethlehems Stall die Wiege des Heilandes umstand, spricht ihnen von einer heiligen Geschichte, die sich unverlöschlich ihnen einprägt und ihnen einen Duft von Weihnachts-wonne für's ganze lange Leben mitgibt.

Wenn erst wieder einmal in jedem Haus, sei es groß oder klein, dem wahren Weihnachts-feste ein Altar bereitet wird und gläubig fromm die Familie vor dem Bilde knieet und huldigt, dann wird auch wieder wahre Weihnachtsfreude bei jedem Herde einkehren, der Engel des Friedens sein Gloria anstimmen und die Krippe des Heilandes wieder das Schatzkästlein sein, aus dem Alle die schönste Zier für Zeit und Ewigkeit nehmen.

Friede den Menschen auf Erden.

Weihnachten naht und auch die Friedensbotschaft geht wieder durch alle Lande. Selbst die spanisch-amerikanischen Verwickelungen sind noch zum Abschluß gekommen. Vorauszusehen war es ja, daß das arme, geschwächte und ohnmächtige Königreich nicht nochmals die Waffen gegen seinen siegesstolzen, übermüthigen Gegner ziehen konnte. Es blieb dem gedemüthigten Premier Sagasta gar nichts anderes übrig, als sich den Diktaten Onkel Sam's zu fügen.

So kam der Pariser Frieden zu Stande.

Spanien hat gegen eine Entschädigung von \$20,000,000 eingewilligt, Cuba bedingungslos aufzugeben und Porto Rico, Guano und die Philippinen abzutreten.

Damit dürfte die Expansionslust unserer Regierung sicherlich befriedigt sein.

Die besten Männer unseres Landes sind aber mit diesem Imperialismus nicht zufrieden. Auch entspricht dieser Länder-Erwerb nicht den Maximen unserer größten Staatsmänner, von denen wir nur George Washington und Benjamin Franklin nennen.

Ex-Senator Edmunds von Vermont ruft aus: „Warum sollten wir die Philippinen überhaupt begehren oder auch nur annehmen? Welche „Logik“ oder welche „Humanität“ verlangt solchen Imperialismus oder sollte auch nur dazu versuchen! Die Befürworter des Unternemens sollen deutlich die Gründe für einen solchen Kurs angeben. Der Congreß hat feierlich auf Nationallehre das Wort gegeben, daß wir keine Gebietsvergrößerung beabsichtigen, nicht einmal Cuba wollten, das nur 100 Meilen von unseren Küsten entfernt liegt. Wahr ist es, der Sieger im Krieg ist zu Entschädigung berechtigt; aber der Sieger, der den Krieg für Humanität unternahm, hat kein Recht zur Erpressung, weil er die Gewalt hat. Die Abtretung von Porto Rico und einer der Ladronen-Inseln als Kohlenstation und Zufluchtsort auf dem Wege von unserer Westküste nach asiatischen Häfen ist vollständig ausreichend für alle Kriegsauslagen, die sich in Geld berechnen lassen. Selbst Porto Rico würde als Theil der Ver. Staaten auf die Dauer ein Nachtheil für uns sein, wäre nicht seine Lage von Wichtigkeit in Bezug auf den Nicaragua-Kanal.“

Ebenso entschieden äußert sich Carnegie, aber als gerade leidenschaftlicher Gegner hat sich der Prediger Parkhurst in seiner letzten Dankfugungspredigt erwiesen, so daß ein New Yorker Blatt von ihm sagt, seine Worte über den Imperialismus erforderten in diesen Zeiten ebenso viel Kühnheit als die Einfahrt Dewey's in den Hafen von Manila!

„Sollen unsere hundertjährigen Trabitionen durch Dewey's Kanonen zersezt werden?“ ruft Parkhurst aus. „Manche sagen, es sei

die Hand des Schicksals, es sei Offenbarung und Bestimmung. Bestimmung gilt aber zumal nur Denen als Gottesgabe, die ihre eigenen Ueberzeugungen anbeten.“

Eine unserer allerangesehensten Zeitungen schreibt dazu :

„Bis vor neun Monaten noch dankten wir Gott, daß wir von Europa und Asien durch Westmeere getrennt sind. Jetzt wollen wir beide Ozeane auswischen. Bis vor neun Monaten hätte man Den gesteinigt, der Washington's Gedächtniß verkleinert und seine Abschiedsbotschaft verbrannt hätte, in der es heißt: „Warum unseren Frieden und unsere Wohlfahrt mit dem Gewebe europäischen Ehrgeizes verstricken?“

Und gerade das versuchen jetzt Einige von uns zu thun ! Expansion ist für unser Land nicht nur Thorheit, sondern Verbrechen. Während wir von Expansion sprechen, sehen wir vor unseren Augen unsere Unfähigkeit zur Selbstregierung. Erst vor Kurzem wurde das 14. Amendement im Süden mit Füßen getreten.

Viele Leute sind sogar jetzt zu Gunsten der Beschränkung der Einwanderung. Und doch wollen wir uns 7,000,000 unlenkbarer und unverdaulicher Wilden auf den Hals laden ? Was denkt sich eigentlich das Volk ? Warum erhebt es sich nicht wie ein Mann zum Proteste ? Sollen wir Chinesen ausschließen und über Malayen herrschen ? Haben Dewey's Kanonen mit den spanischen Schiffen denn auch die Unabhängigkeits-Erklärung zerschmettert ? Wenn wir diese Volksstämme aufnehmen, müssen wir eine militärische Macht werden. Statt durch Intelligenz werden wir dann durch die Wissenschaft der Brutalität herrschen. Wir können uns noch alle darauf besinnen, wann wir eine tugendhafte Nation wurden, jetzt sind wir, nach den Neger-Dynastereien zu schließen, an nichts weniger als an Tugend gewöhnt.

Wenn Jemand Etwas nimmt, das ihm nicht gehört, so nennen wir das „Stehlen“. Wir sollten uns wirklich unseres Landes schämen, wenn wir die Philippinen behalten, weil wir sie haben. Es ist keine volkswirtschaftliche Frage, sondern einfach eine solche der Ehrenhaftigkeit, und ich hoffe, wir sind durch den Erfolg nicht

so trunken geworden, daß wir unsere Ehrenhaftigkeit ganz außer Acht lassen.

Wenn ich an die Behandlung unserer Indianer denke, so möchte ich lieber ein Malaye unter spanischer Herrschaft, als ein Indianer unter Ver. Staaten Regierung sein. Um unsere amerikanischen Beamten davon abzuhalten, das Volk auszurauben, für dessen Wohlfahrt sie sorgen sollen, gibt es nur ein Mittel: ihnen scharf auf die Finger zu sehen. Wenn sie die fernen Philippinen unter sich hätten—was gibt es, das sie dort nicht machen würden ? England civilisirt seine canadischen Indianer, wir tödten sie. Gott bewahre die armen Philippinen vor der Protektion der Ver. Staaten !“

Doch das Facit des Friedens ist da, und wir haben jetzt die unliebsame Bescheerung. Und die besonnene Ill. Staatszeitung resumirt : „Noch späte Geschlechter unserer Nachkommen werden an unserer heutigen Unbernnunft zu tragen haben und sie verfluchen“ !

Ein solcher Frieden ist offenbar nur ein Schein-Frieden, ein Sodomsapfel, der nicht am Weihnachtsbaume der Christusliebe ge- reift ist.

Was die nächste Zeit bringen wird ?

Nur Küstungen zu Wasser und zu Land, Kriegsanleihen und Steuerdruck. Die Ver. Staaten zahlen allein für Pensionen so viel, wie in Deutschland für Armee, Flotte und Pensionen ausgegeben wird.

Neue Besitzungen fordern neue Occupations-Heere, und mit der Vermehrung der Landmacht geht die der Marine Hand in Hand.

Flottenminister John D. Long hat seinen Bericht schon fertig und verlangt nichts weniger als die sofortige Anschaffung von 15 neuen Kriegsschiffen, nämlich von 3 Schlachtschiffen, von denen jedes ohne Ausrüstung \$3,600,000 kosten soll ; ferner von 3 gepanzerten Kreuzern, von denen jeder \$4,000,000 kosten soll ; von 3 Kreuzern mit gepanzertem Oberdeck zum Kostenpreise von \$2,150,000 und endlich von 6 leichteren Kreuzern, von den jeder \$1,141,800 kosten soll. Da hätten wir also 15 Schiffe, die uns zusammen ohne Ausrüstung 36 Millionen Dollars kosten, also bis sie fix und fertig

im Wasser schwimmen, auf über 50 Millionen Dollars zu stehen kommen werden.

Und damit diese bittere Bille des Imperialisismus dem Volke verzußert werde, schwindelt man ihm eine englisch-amerikanische Allianz, eine künftige Anglo-Saxon-Weltherrschaft vor. Da die ganze Sektenwelt dieses Landes durch die „Prediger des Evangeliums“ für diesen Plan bearbeitet und vorbereitet wird, müssen wir annehmen, daß es hierbei vor Allem auf eine Demüthigung der römischen Kirche abgesehen ist. Kurzsichtige Menschen mögen einweilen dieses Motiv bestreiten.

Das Friedens-Manifest des Zaren ist inzwischen verhallt, wie die Stimme des Rufenden in der Wüste.

Welch' rauschende Friedens-Schalmeien ertönen so von Land zu Land, und welch' großartige Völker-Friedens-Idee geht von St. Petersburg aus in die Welt. — Menschliche Hoffahrt und menschliche Thorheit. Die Taube mit dem Oelzweig flog von der Arche Gottes aus und die allein erlösende Friedenskunde dringt aus der Arche des neuen Bundes, dem armen Heim in Bethlehem. Dort liegt der Friedensfürst, von dort her müssen die Völker ihren Frieden holen. Zur Krippe müssen sie wallfahrten, demüthig, vertrauensvoll und gläubig; denn Frieden wird's nicht in der Welt, nicht anders als durch Christus.

Der Karmeliter-Missionar

P. Maria Joseph, ausgezeichnet durch hervorragende Tugend und Frömmigkeit, ist in Bagdad gestorben. Bei seinem Verabnisse nahmen Antheil der Apostolische Delegat Heinrich Altmayr, der chaldäische Patriarch Abd Jeschua Chajjath, der syrische Erzbischof Ignatius Nuri von Bagdad, der armenisch-katholische Patriarchalvikar Philippos Mahatian, der melkitische Patriarchalvikar Numonos Kellab, die Priester der verschiedenen Riten in Bagdad und der französische, russische, englische, deutsche und amerikanische Konsul. D. Trauerrede hielt der Dominikaner-Pater Augustin Zajegh von Bagdad.

Ein ehrwürdiges Gnadenbild.

„Unsere Liebe Frau mit dem geneigten Haupte“ ist ein Gnadenbild, das schon über 200 Jahre in der ehemaligen Karmeliten-, jetzt St. Josephs-Pfarrkirche der Leopoldstadt zu Wien sich befindet. Der ehrwürdige Karmeliter P. Dominicus a Jesu Maria fand dieses Bild einst unter einem Schutthaufen in Rom. Er trug es in seine Zelle, reinigte und ehrte es. Einst kniete er eine Gnade zu erbitten vor dem Bilde, da bemerkte er Staub daran und wischte es sogleich mit einem Taschentuch ab, indem er sagte: „O reinste Jungfrau! Es ist in der ganzen Welt nichts würdig, dein Antlitz zu berühren und abzuwischen. Da ich aber nichts Besseres habe als dieses Tuch, so nimm den Willen für das Werk!“ Da sah er, wie das Bild das Haupt neigte und dieses von jetzt an so blieb, obwohl früher dasselbe gerade gestanden. Zugleich vernahm er die Worte Mariä: „Fürchte dich nicht mein Sohn; denn deine Bitten sind erhört, und zwar zur Belohnung für die Liebe, die du zu meinem Sohn und zu mir hast! Verlange noch eine Gnade!“ Und sogleich bat er für einen verstorbenen Wohlthäter um Befreiung vom Fegfeuer. Maria versprach Erfüllung, nur sollte er noch einige hl. Messen lesen. Nach wenigen Tagen erschien ihm Maria mit der erlösten Seele. Da bat Dominicus, daß Maria alle jene, welche sie in diesem Bild andächtig verehren, barmherzig erhören möge. Und Maria antwortete ihm: „Allen jenen, welche mich in diesem Bilde andächtig verehren und zu mir ihre Zuflucht nehmen, will ich ihre Bitten gewähren und viele Gnaden erweisen, besonders aber sie dann erhören, wenn sie um Erquickung und Erlösung der armen Seelen im Fegfeuer bitten werden.“ Nach des P. Dominicus Tod erhielt Kaiser Ferdinand II. und nach ihm seine Gattin Eleonora das hl. Bild. Diese vermachte es dem Dominikanerkloster der Leopoldstadt, wo Dominicus begraben liegt.

Welchen Sterbenden wird Maria besonders ihr Haupt zuneigen? Denen, welche gerne den hl. Rosenkranz gebetet haben. Sterben müssen

wir einmal. Unsere Freunde mögen wohl ihre Hände ausstrecken, um uns zurückzuhalten, aber kein Bitten ihrerseits kann unsern Gang hindern. Nur der Rosenkranz wird Maria bestimmen, daß sie uns das Haupt zuneigt. Der Athem wird einst aufhören, und die Augen werden sich einst schließen, und das Herz wird einst stille stehen; für den Tod ist kein Kräutlein gewachsen. Nur der Rosenkranz wird Maria bestimmen, daß sie uns das Haupt zuneigt. Wir mögen unsere Schlafzimmer mit den prächtigsten Teppichen und Decken zieren, aber was kummert sich der Tod um Bettvorhänge? Nur der Rosenkranz wird Maria bestimmen, daß sie uns das Haupt zuneigt. Wir mögen das Zimmer mit den schönsten Kunstwerken schmücken, aber was kummert sich der Tod um Bilder? Nur der Rosenkranz wird Maria bestimmen, daß sie uns das Haupt zuneigt. Ob es nun heller Tag ist, wann wir von diesem Planeten abstoßen, oder ob es finstere Nacht ist und während die Gule in den Wäldern freischt; ob es Frühling ist und ob unsere Seele sich unter den Blüthen und mit den Düften der Obstgärten in die Lüfte schwingt, oder ob es Winter ist und die Erde im schneeigen Leichentuch liegt, oder ob es im Herbst ist, wo die Wälder ihre Blätter bunt färben — nur wenn wir in Jesu und Maria entschlafen, nur dann ist es ein Entschlafen auf göttliches Erbarmen am Herzen Jesu und unter dem Zuneigen des Hauptes Maria.

So kommt der Tod dem Jünger Jesu und Diener Maria. Und wenn die Sonne des Lebens unterzugehen im Begriffe steht, was thut's? Jesus ist die Tageshelle aus der Höhe; der beständige Morgen jeder erlösten Seele. Und ob auch die Finsterniß hereinbricht, was thut's? Jesus ist das Licht der Welt und des Himmels. Jesus ist der Abendstern mitten in der Finsterniß der anbrechenden Nacht. Und wenn auch das irdische Haus in Staub zerfällt, was thut's? Jesus ist der Anker, der immer hält; Jesus hat ein Haus mit vielen Wohnungen bereitet. Und wenn der Tod auch alles uns nimmt, das Sterbekreuz und der Rosenkranz wird unsere starren Hände noch schmücken.

Seid barmherzig!

Der Winter mit seiner Kälte, seinen Stürmen, seiner Arbeitsnoth und seinem Massen-Elend mahnt mehr, wie jede andere Jahreszeit zu Werken der christlichen Nächstenliebe. Und das heil. Weihnachtsfest lehrt ja Milde und Barmherzigkeit, wie kein anderes. Es ist ja das Fest, da Gott aus Liebe zu uns Mensch geworden ist. Lassen wir einen Strahl aus dem Herzen des göttlichen Kindes auch in unsere Seelen fallen und "den wir in bescheidenem Maße Milde und Barmherzigkeit, wie er sie uns in unbeschreibliche Fülle erwiesen hat. Gedenkt der Armen am Freudentage der Christenheit, daß keine Hütte an trostloser Sorge erfüllt sei. Darum die Herzen auf, und die Hände auch. Folgen wir den schönen Worte eines französischen Dichters:

Gebt! auf daß Gott an eure Lieben denke,
Den Söhnen Kraft, den Töchtern Anmuth schenke;
Daß euer Weinberg fruchtbringend sei;
Daß Fülle herrsch' in eurer Reicher Räumen;
Daß ihr euch bessert; daß in näch't'gen Träumen
Die Engel zieh'n vor euch vorbei!

Gebt! daß der Gottmensch hold sich zu euch neige
Der Böse selber sich vor eurem Namen beuge,
Und euren Erb' so Ruh' als Lieb' umfließt;
Daß in der letzten Stund' ihr habet gegen
All' eure Sünden den Gebetesegen
Des Armen, der im Himmel mächtig ist.

Wunderbar war Johannes wegen seiner Reinheit. Wunderbar war Paulus wegen Beredsamkeit. Wunderbar war Athanasius wegen seiner Vertheidigung des katholischen Glaubens. Wunderbar war Antonius wegen seiner Liebe zum Jesuskinde. Wunderbar war Bernhardus wegen seiner Liebe zu Maria. Wunderbar war Dominikus wegen seines Seeleneifers. Wunderbar war Thomas von Aquin wegen seiner englischen Weisheit. Wunderbar war Franz Xaver wegen seiner Liebe zu den Seelen. Wunderbar war Franziskus von Assisi wegen seiner Liebe zur Armut. Aber Maria ist das Wunderwerk der ganzen Welt. Wenn wir die Wunder in Lourdes betrachten, dann müssen wir sagen: „Hier ist der Finger Gottes!“

Für die armen Seelen.

Seit den fünfziger Jahren existirt in Paris eine weibliche Ordensgesellschaft unter dem Namen „die Helferinnen der armen Seelen.“ Der Wahlspruch dieser gottgeweihten Frauen ist: „Beten, Dulden und Arbeiten für die armen Seelen im Fegefeuer!“ Wenn sie des Morgens erwachen, so sagen sie: „Mein Jesus habe Erbarmen!“ — Auf diese Weise gewinnen sie schon bei Tagesanbruch einen Ablass von hundert Tagen für die abgehenden Seelen. Sie wiederholen diesen Ausruf jedesmal, wenn sie vor dem hl. Sakramente niederknien oder an ihm vorübergehen und außerdem oft noch innerlich, wenn sie einander begegnen. Sie beschließen alle ihre Gebete mit den Worten: „Herr, gib ihnen die ewige Ruhe, und das ewige Licht leuchte ihnen!“ welche Worte sie auch oft bei anderen Gelegenheiten wiederholen. So oft die Uhr schlägt, sagen sie: „Mein Gott wir opfern Dir zum Heile der Seelen im Fegefeuer alle die Akte der Liebe auf, durch welche das hl. Herz Jesu Dich zu dieser Stunde verherrlichte, als er auf der Erde war.“ Sie beten jeden Tag das Todtenoffizium und singen nach der Messe das *De profundis*. Außerdem verrichten sie noch viele andere Andachtsübungen in derselben Meinung. Dann pflegen sie den Tag über die Kranken, ebenso wie die barmherzigen Schwestern und üben sonstige Werke der Nächstenliebe, in der Absicht, um alles dieses für die armen Seelen aufzuopfern. Wie andere Orden mit ihren Gebeten und guten Werken hauptsächlich die streitende Kirche unterstützen, so lassen die „Helferinnen der armen Seelen“ ihre Verdienste ausschließlich der leidenden Kirche zu Gut kommen.

Das herrliche Beispiel dieser frommen Frauen hat oft in den Herzen Anderer ein edles Verlangen erweckt, es ihnen gleich zu thun und außerordentliche Leiden für die armen Seelen zu erdulden. Die folgende Geschichte, welche wir jetzt mittheilen wollen ist ein kostbares Beispiel heldenmüthiger Selbstaufopfer-

ung und bekundet eine wahrhaft vollkommene Nächstenliebe, nicht nur gegen die Lebenden, sondern auch gegen die Todten.

Im August 1858 kam eine Irländerin, Anna N., zur Vorsteherin der Helferinnen der armen Seelen und sagte ihr, sie sei eine Privatlehrerin, habe ihre Stunden aufgeben müssen, wegen einer sehr schweren Operation, der sie sich zu unterziehen genöthigt sei. Als sie in dem Gesichte der Vorsteherin das Mitleiden las, welches diese fühlte, fügte hinzu: „Bedauern Sie mich nicht, ich habe oft den lieben Gott gebeten, mich für ihn leiden zu lassen und so arm zu sein, wie er es war. Ich würde aber glücklich sein, würdige Mutter, wenn eine ihrer Schwestern zur Zeit der Operation um mich sein und später die Wunde pflegen wollte.“

Die Vorsteherin gewährte ihr bereitwilligst diese Bitte, und an dem bestimmten Tage gingen zwei Schwestern zur Wohnung dieser Dame. Sie hatte den Morgen kommunicirt und erwartete nun die Doktoren mit völliger Ruhe. Diese waren der Ansicht, daß die gefährliche Operation noch nicht vorgenommen werden könne, da die angegriffene Gesundheit der Patientin vorher gekräftigt werden müsse. Einer der Aerzte, ein Protestant, war so gerührt von der muthigen Heiterkeit der Patientin und der liebevollen Hingebung der beiden Schwestern, daß er diesen eine Summe von hundert Fres. übergab, damit sie dieselben heimlich zum Besten der Fräulein Anna verwendeten. Zwei Monate standen sie ihr zur Seite und verbanden ihr täglich ihre Wunden. Schließlicb aber griff der Krebs so reißend um sich, daß es unumgänglich nöthig wurde, zur Operation zu schreiten. Der Doktor erklärte, daß die Patientin sich entschließen müßte, ins Hospital zu gehen, und der Geistliche der Pfarrei erbot sich, ihr ein besonderes Zimmer zu verschaffen. Als sie nun dahin kam, waren die ersten Worte, welche sie an die sie begleitende barmherzige Schwester richtete: „Ich kann Ihnen für Ihre Güte nicht 3 Anderes ge-

ben, als mein Leiden. Sagen Sie Ihrer ehrwürdigen Mutter, daß ich sie alle aufopfern für die Seelen im Fegefeuer. — Bitten Sie die würdige Mutter, daß Sie herkommen dürfen, wenn ich mich der Operation zu unterziehen habe.“

Der bestimmte Tag war ein Donnerstag, aber Fräulein Anna betete, daß es ein Freitag sein möchte, damit sie ihre Leiden mit denen des gekreuzigten Heilandes vereinigen könnte. Wirklich ließen die Aerzte wegen eines zufällig eingetretenen Umstandes eine Verschiebung eintreten. Am Freitag Morgen opferte sie den tausenden Tag für die armen Seelen im Fegefeuer auf und ging dann, gestützt auf den Arm einer Schwester, gefaßt und ruhig in den Saal, wo die Operation stattfinden sollte. Ein gewöhnlicher Mensch würde ja schon beim Anblicke der Zurüstungen geschauert haben; aber ihr Herz war von einer übernatürlichen Freude erfüllt. Sie bat darum, daß man ihr gegenüber ein Crucifix aufstellen möchte. Man wandte aber ein, sie würde es doch nicht sehen, da sie chloroformirt werden würde. Sie bat, man möchte sie doch nicht in einen Zustand der Bewußtlosigkeit versetzen, aber die Aerzte bestanden darauf, weil eine lange und schreckliche Operation vorauszusehen war. Als diese nun mitten im Gange war, schien das Leben aus dem regungslos daliegenden Körper zu verschwinden, so daß die Aerzte es für nöthig hielten, sie wieder zum Bewußtsein zu bringen, selbst um den Preis der schrecklichsten Schmerzen. Nach der Operation mußte die arme Patientin wach gehalten werden, mit welcher

schwierigen Aufgabe die Schwestern betraut wurden. Es gab nur einen Gegenstand, der nie verfehlte, sie aufrecht zu erhalten: das war der Gedanke an Gott und die armen Seelen. Neun Tage lang lag sie da, erschöpft und duldend, aber mit einem Lächeln auf ihrem Gesichte sagte sie: „Alles ist für die armen Seelen!“ Eine Verschlimmerung trat ein und am 20. November 1858 ging die tapfere Irländerin hin, um ihren Lohn im Himmel in Empfang zu nehmen.

Nach ihrem Tode wurde ein Geheimniß entdeckt, welches ihrem Leiden den Stempel des größten Heldennuthes aufdrückt. Sie hatte eine Zeit lang der jungen verwittweten Mutter dreier unmündigen Kinder unentgeltlich Unterricht gegeben. Eines Tages hatte ihr die arme Frau gesagt, ihr Herz fange an, ihr zu brechen. Sie war nämlich von einer Krebskrankheit bedroht, u. ad der Gedanke, ihre Kinder als hilflose, verlassene Waisen zurücklassen zu müssen, brachte sie zur Verzweiflung. Anna N. hielt mit ihr eine neuntägige Andacht und an dem betreffenden Tage betete sie nach der hl. Communion zu Gott, sie selbst leiden und sterben zu lassen und dafür den Kindern ihre Mutter zu erhalten. Die junge Wittve genas und das brave Mädchen erfuhr bald, daß ihr Opfer angenommen worden war. Die Schwestern standen ihr in ihren letzten Augenblicken bei und geleiteten sie zu Grabe. Ihr Bruder, ein Priester in Irland, vergalt ihnen dies nach Kräften; er wurde Ehrenmitglied ihres Vereins und bringt monatlich das hl. Messopfer für die armen Seelen dar.

In dem fünften Jahrhundert und im sechsten wurden neue prachtvolle Tempel zu Ehren Marias durch die nachfolgenden Kaiser, namentlich durch Leo I. und Justinian, zu Constantinopel errichtet, u. nicht bloß zu Constantinopel, sondern auch zu Jerusalem, zu Alexandrien und zu Carthago. In diesen großen Zeugnissen der Religiosität verband sich mit dem Glauben auch die Dankbarkeit; denn Maria belohnte den Cultus des Lobes und der Anrufung.

Proviol ist ausgemacht, daß die Kirche, sobald sie es ohne jene Angelegenheiten thun konnte, durch einen öffentlichen und feierlichen Cultus ihre Lehren ausübte, namentlich auch jene Lehre von dem Lobe und der Anrufung der heiligen Mutter Gottes, welche sie unaufhörlich durch ihre Concilien, ihre Kirchenlehrer und Kirchenväter bekannt hat. Die Andacht zur allerseligsten Jungfrau ist mit allen christlichen Völkern zu gleicher Zeit hervorgetreten.

Ein zeitgemäßes Thema.

Wenn das Christenthum für unsere Zeit noch geeignet ist, dann ist es auch das Ordenswesen. Dieses ist aber für unsere Zeit nicht bloß angemessen, sondern sogar ein großes Bedürfniß. Die Hauptschäden der modernen Gesellschaft sind ein unersättliches Jagen nach Gewinn und Besitz, ein noch größeres Verlangen nach ausschweifender Sinnenlust und die Auflehnung der Massen gegen die Autorität. Sie haben ihren Grund in der Leugnung eines künftigen Lebens, im Abfall von Christus. Das einzige Mittel, aus dieser Misere herauszukommen, ist die Rückkehr zu Gott. Die besten Helfer, um diese Rückkehr zu bewirken, sind die vollkommensten Nachfolger Christi, die Ordensleute, durch ihr Beispiel, ihre Arbeit und ihr Gebet. Der Gewinnsucht setzen sie ihre freiwillige Armuth entgegen, dem Taumel der Sinnenlust ihre stete Keuschheit, dem ungezügelten Freiheitsdrang und der Unbotmäßigkeit ihren freiwilligen Gehorsam. Die seelsorgliche Wirksamkeit der Priester findet ihre beste Stütze in der Arbeit der Ordensleute, die Missionen und Exerzitien halten und bei ansteckenden Krankheiten, in verheerenden Kriegen u. s. w. eine außergewöhnliche Thätigkeit entfalten. Welche Wirkung endlich das immerwährende Gebet hat, das entzieht sich zwar im Allgemeinen unserer directen Beobachtung, aber wir können es aus einzelnen Beispielen, besonders aus der hl. Schrift (Moses u. s. w.) ersehen.

Auf den besonders beliebten Einwurf gegen die heutige Daseinsberechtigung der Klöster: daß sie den volkswirtschaftlichen Interessen widersprechen, indem sie Reichthümer anhäufen, die dem Ganzen entzogen werden, und consumiren ohne zu produciren, ist zu antworten: Heutzutage sind die Klöster arm. In ihnen herrscht Sparsamkeit, üppige Genüsse kennen sie nicht, deshalb leisten sie viel und brauchen wenig. Ganz haltlos ist auch der Vorwurf, daß die Klöster consumiren, ohne zu produciren. Gibt es nicht im Weltleben ganze Stände,

die daselbe thun? Muß es nicht auch Consumenten geben, oder leiden nicht die Produzenten schon genug von der zu großen Concurrenz? In Wirklichkeit sind aber die Klöster auch productiv thätig: sie arbeiten an der reikgößten Verbollkommnung der Menschheit, und das ist doch immer die wichtigste und segensreichste von allen Arbeiten.

In dem Buche: „Aus der Mappe eines verstorbenen Freundes“ (Behr, Berlin) theil, Frhr. von Simmern die Ansichten des protestantischen Herrn von Klinggräff über das katholische Ordenswesens mit, und die von Jesuiten herausgegebene berühmte Zeitschrift; „Stimmen aus Maria Laach“ brachte Auszüge aus jenem Buche, denen wir folgende Hauptstellen entnehmen:

Mich dünkt, keine Zeit unserer Geschichte hat das Bedürfniß der Klöster so lebhaft empfinden lassen, als unsere heutige. . . Es müßten Institute, (Organisationen) geschaffen werden, denen man besser und ruhiger als andern Einrichtungen, die heutzutage zu Hunderten auftauchen, die Erziehung und Ausbildung der Jugend anvertrauen dürfte, wenn einmal besondere Umstände wegen Familie und Schule nicht mehr zweckentsprechend wären. . . Leider ist das Familienleben heutzutage in vielen Fällen so erschüttert, daß man häufig wünschen möchte die Jugend behufs ihre Erziehung der Familie, in der sie dieselbe am Besten und Natürlichsten findet, entzogen zu sehen. Die Auskunftsmitel, die man in neuester Zeit für diesen Mißstand gegründet hat — Pensionate, Institute, Rauhe- und Rettungshäuser — sind aber doch nur noch der Art, daß es die höchste Zeit ist, Besseres zu suchen. Noch immer und mit allem Rechte werden von katholischer Seite Klöster, von protestantischer Seite Anstalten wie die Herrnhuter vorgezogen.“

Die Aufzählung einer Reihe von andern socialen Bedürfnissen, deren Befriedigung nicht besser als durch Klöster zu erzielen wäre, schloß Herr von Klinggräff mit den Worten: „So,

dünkt mich, liegen noch recht viele überaus gewichtige Ziele und Aufgaben unerfüllt in unserer heutigen Welt, die eben nur durch richtig organisirte Klöster zu erreichen wären. Sie können gut und heilsam nur dann wirken, wenn fromme Begeisterung tüchtige Männer oder Frauen zum Ergreifen so schöner und edler so viel Entfagung fordernder Berufe treibt und fromme Opferwilligkeit die Mittel dazu beisteuert.“

Herr von Klinggräff meinte, im 19. Jahr-

hundert gehörte die Gründung von Klöstern in das Gebiet der *pia desideria*, d. i. der frommen, der unerreichbaren Wünsche, und die „Stimmen aus Maria Laach“ gaben ihm darin, was Deutschland betrifft, bis zu einem gewissen Grade Recht: „Für Deutschland sind ja vielfach die Klöster, namentlich die der erziehenden Orden, Dank den Kulturkampfsgesetzen, noch andauernd in weiterem Umfang *pia desideria*.“

Maria, Trösterin der Betrübten.

Unsere liebe Frau della Consolata zu Turin.

Diese unter Anrufung der Trösterin der Betrübten geweihte Kirche ist beständig von Gläubigen angefüllt, die um Gnade und Barmherzigkeit zu stehen, oder ihrer mächtigen Wohlthäterin ihren Dank zu bezeigen kommen.

Unter mehreren Wundern, welche man zur Ehre unserer Lieben Frau anführt, erzählt die Geschichte, daß im Jahre 1707 ein Schiff mit einer gewissen Anzahl von Kranken und einer Abtheilung von hundert Mann von der Fahrt nach Toulon zurückkehrte; außerdem trug es fünfhundert Fässer Pulver. Nach einiger Zeit ruhiger Fahrt setzten widrige Winde das Meer in Aufruhr; die Schiffsmannschaft, ganz außer sich, erhebt vereint ein Marngeschrei, um Hilfe herbeizurufen; allein das Rauschen der Wogen und das Brüllen des Windes machten es unmöglich, daß sie an der Küste vernommen wurden. Diese Unglücklichen sahen zwei Wege vor sich: entweder werden sie von den Gewässern verschlungen, oder lebendig verbrannt, denn der rollende Donner drohte ihre Pulverladung aufzusprengen. Nach vierundzwanzig Stunden furchtbarer Angst ward die Gefahr so drohend, daß der Capitän die Taue zu durchhauen und die Segel einzuziehen befahl, in der Ueberzeugung, daß der menschliche Geist mit allen seinen Kenntnissen und Hilfsquellen in einer solchen Noth nichts vermöge. Da sich aber einige Soldaten erinnerten, daß man im vorhergehenden Jahre während der Belage-

rung von Turin durch die Fürsprache Unserer Lieben Frau vom Troste unerwartete Hilfe erlangt hatte, zogen sie sogleich die Bildnisse ihrer göttlichen Beschützerin hervor, die sie wie einen Schutzbrief bei sich trugen, boten sie der Schiffsmannschaft dar, und anempfahlen sich glaubensfest dem Sterne des Meeres. Kaum hatten sie alle zusammen den Namen Maria angerufen, deren Sohn der Allmächtige ist, dem Winde und Meere gehorchen, als die Winde sich legten, die Wogen sich beruhigten, und das Schiff bald im Hafen von Onelle landete, von wo aus ein Theil der Schiffsmannschaft sich nach Turin begab, um dort Unserer Lieben Frau vom Troste die lebhaftesten Beweise ihrer Verehrung und Dankbarkeit darzubringen.

Auf dem Berge Sion wird sich bald eine prachtvolle Marien-Kirche erheben. Sofort nach der Bekanntgabe des kaiserlichen Geschenkes fingen einzelne, ganz ansehnliche Gaben an für den Bau dieser Kirche einzulaufen. Jetzt hat ein Komitee der Katholiken Deutschland's die Sache in die Hand genommen und einen Aufruf erlassen, in dem es heißt: „Diese Kirche soll die schönste Kirche Palästina's werden und eine leuchtende Perle in dem goldenen Kranze der Marien-Dome der Welt bilden.“

Großvater und Enkel.

(Fortsetzung.)

5. Weitere Schicksale.

Keine zweihundert Schritte von dem Hause des Töpfermeisters lag der uralte, düstere Klosterbau der Franziskaner, die „Friary.“ Schon im Jahre 1221 von einem Grafen von Lancaster für die „grauen Brüder“ erbaut, war das Gebäude seiner Bestimmung treu geblieben, bis Heinrich VIII. die Mönche vertrieb; seither hatte man das Haus in ein Gefängniß umgewandelt, und so finden wir John in einer Klosterzelle eingesperrt.

Müde von den aufregenden Ereignissen des Tages hatte sich der Knabe nach einem kurzen Abendessen auf sein hartes Strohlager geworfen und war mit der Erinnerung an seine liebe Mutter fast unmittelbar eingeschlummert. Er wußte nicht, wie lange er geschlafen hatte, als lautes Klagen und Wimmern ihn weckte. Erschrocken schaute er sich in der vollständig dunkeln Zelle um und konnte sich anfangs keine Rechenschaft geben, von wannen diese Klage-töne kämen. Schon bezeichnete sich der Knabe zitternd mit dem heiligen Kreuzzeichen und wiederholte das Abendgebet; denn er erinnerte sich an die schauerlichen Gespenstergeschichten der alten Martha — und wahrlich, die dumpfen Klostersgänge und halbverfallenen Zellen machten schon an sich einen unheimlichen Eindruck — als er in der Nähe deutlich gesprochene Worte von einer bekannnten Stimme vernahm.

„Das ist der Großvater,“ sagte John und erhob sich von seinem Lager, um an der Wand zu lauschen, durch welche das Jammern zu ihm herüberdrang. Eine Weile hatte er den Klagen zugehört, ohne sie verstehen zu können, auch konnte er sich gar nicht zurechtlegen, wie der Großvater in das Gefängniß gekommen sei. Eben wollte er klopfen und rufen, als sich durch den Gang Tritte naheten, und gleich darauf ein Schlüssel in der Thüre rasselte. Knar-

rend öffnete sie sich, und der Gefängnißwächter trat mit einem Körbchen und einer Laterne ein, deren Licht die rauhen, aber im Grunde gutmüthigen Züge des alten Graubartes beleuchtete.

„Oho, Bürschchen, noch munter?“ rebete der Mann John offenbar in weinseliger Laune an. „Sind meine Eiderdaunen nicht weich genug? ha ha ha! Nun aufgepaßt, kleiner Spaß!“ Hiermit zog er das Tüchlein von dem Korbe weg und begann ein reichliches Abendbrod auszukramen, daß dem ausgehungerten Kinde das Wasser im Munde zusammenlief. „Na, das hast du eigentlich nicht verdient, da du mich heute von wegen des Weines vor der ganzen Stadt an den Pranger stelltest. Aber sie wissen es doch, daß es auf Befehl des Bischofes geschah. Und weißt du auch, von wem all die schönen Sachen kommen? Von Mama! Jetzt wird es dir erst schmecken, nun, es ist auch nicht mein Schaden gewesen,“ fügte er bei und klimperte vergnügt mit einigen Kronen in seiner Ledertasche. „Natürlich wirst du reinen Mund halten; daß du es kannst, habe ich heute gesehen. Sonst ginge es dir schlimm und mir an den Kragen.“

„Die Mutter schickt mir dieses!“ jubelte der Knabe. „D laßt sie zu mir herein, uur auf ein Stündchen, jetzt in der Nacht!“

„Das wollte sie auch; aber ich kann sie an der Wache unten nicht vorbeibringen, wie das Körbchen da. Doch was gibt es denn da drüben?“ unterbrach sich der Wärter; denn eben tönten die Klagen, die den Knaben aus seinem Schlafe geweckt hatten, lauter und heftiger herüber.

„Ich glaube, es ist mein Großvater; aber ich weiß nicht, wie er hierher kam, noch was ihm diese Klagen erpreßt“, sagte John.

„Wie er hierher kam, weiß ich wohl, und was ihn jammern macht, kann ich mir denken,“ erwiderte der Mann. „Weiß Gott, es wäre mir auch nicht ums Lachen, wenn mir für mor-

gen des ‚Skavingers Tochter‘ in Aussicht stünde! Doch wir wollen hinüber und hören, was ihm fehlt.“

John hatte schon oft von dieser schrecklichen Marter gehört und folgte dem Gefängnißwärter zitternd in die Zelle seines Großvaters. Sie fanden Sir Richard in einem furchtbaren Zustande der Aufregung. Schon die Gewissensbisse, welche der unseligen That des Verathes folgten, und dann seine plötzliche Verhaftung hatten seine Gesundheit erschüttert; unter der heutigen Scene in der Gerichtshalle aber und unter der Androhung der Folter brach sie völlig zusammen. Er lag jetzt in einem Fieberparoxysmus, der bei seinem Alter wohl tödtlich werden konnte. Als er die Schlüssel klirren und die Thüre sich öffnen hörte, verkroch er sich in seine Wollendecke und schrie: „Sie kommen! sie führen mich in die Folterkammer!“

„Beruhigt Euch, Sir Richard, es ist noch nicht an dem. Seid Ihr krank?“ fragte der Wärter mit mehr Mitgefühl, als man seinem rauhen Außern zugetraut hätte, und leuchtete dem Greise in das fiebergliühende Antlitz.

„Krank?“ erwiderte Sir Richard, sich zitternd aufrichtend und das greise Haar aus der Stirne streichend. „Krank? Nein, ich bin nicht krank, meine Haare sind zwar weiß; aber habt Ihr es nie gesehen, Freund, daß man mit weißem Haare noch lange Jahre lebt?“

„Bei Sanct Peter, dem Patrone aller Schlüsselleute in papistischen Zeiten, ich glaube, dein Großvater hat den Verstand verloren!“ rief der Wärter entsetzt. „Rede du mit ihm, Knabe, vielleicht, daß er dich kennt.“

Schon kniete John neben dem Lager, und die knöcherne Hand des Greises ergreifend, fragte er mit Thränen in dem unschuldigen Auge: „Kennt Ihr mich nicht, Großvater?“

Der Alte stierte ihn eine Weile an, dann sagte er langsam: „Bist du es, John? Aber du wolltest mich ja nicht grüßen, nur beten wolltest du für mich, beten, beten — und deine Haare sind noch so schön gelb! Ich sollte jetzt beten, aber ich kann nicht mehr, es ist zu spät!“

„Es ist nicht zu spät,“ tröstete der Knabe.

„Wir wollen zusammen beten: ‚Vater unser‘ —“

„Still, John, du magst so beten; aber ein Vater, der seinen Sohn verrieth — kann der noch ‚Vater‘ sagen? Und hörst du, John, ich habe dich sehr lieb, obschon du mich nicht grüßen willst, und höre, ich habe Gold, viel Gold zu Blainsco-Hall,“ flüsterte er dem zitternden Enkel zu, „das alles soll dein sein und das ganze Haus und der aschgraue Pony, den du so liebst — nur sage mir, wo Thomas, dein Oheim, verborgen ist, damit ich es morgen dem Grafen Derby gestehen kann; sonst foltern sie mich, hörst du, und foltern mich zu Tode. Wehe, wehe!“ Laut jammerrnd und seine Haare raufend fiel der Greis erschöpft auf das Bündel Stroh zurück.

„Da werde ich wohl sofort den Doktor rufen müssen,“ sagte der Wärter und stellte sein Del-Lämpchen in eine Mauernische. „Bleibe unterdessen hier und gib Acht, daß er sich kein Leid zufüge.“

Die Gefängnißthüre schloß sich, und John war mit seinem in wildem Fiebertwahn liegenden Großvater allein. Es überlief ihn eine unaussprechliche Angst, der unglückliche Greis möchte so in diesem traurigen Zustande der Bewußtlosigkeit sterben, ohne Beichte und ohne Reue, und der Knabe wußte wohl, wie schrecklich es sei, unvorbereitet vor den ewigen Richter treten zu müssen. So fing er an, in seines Herzens Angst zu beten; er nahm seine Zuflucht zur Mutter Gottes und bestürmte sie mit Thränen und Bitten, sie möge den Großvater nicht in seinen Sünden sterben lassen, sondern ihm bei ihrem Sohne die Gnade der Bekehrung ersehen. „Mein ganzes Leben biete ich zum Opfer an. Täglich will ich zu dir beten! Zeige denn, daß du meine Mutter bist, und lasse ihn nicht verloren gehen!“

In der That wurde der Greis, dessen Einbildungskraft sich seit dem Weggehen des Wächters wieder mit den quälenden Bildern der Folterkammer beschäftigt hatte, ruhiger, und seine farblosen Lippen sprachen hin und wieder dem vorbetenden Knaben die Namen Jesus und Maria bewußtlos nach. Als aber nach einer bangen Stunde die Schlüssel wieder

stirten und der Wärter mit dem Arzte eintrat, packte ihn der Fiebertwahn auf's neue; stöhnend versuchte er es, sich unter der Decke seines Strohlagers zu verbergen.

Der Arzt untersuchte den Kranken kopfschüttelnd; dann ließ er ihm am Kopfe zu Ader, bis der Kreis ohnmächtig zusammenbrach, verordnete kalte Ueberschläge und entfernte sich. „Es muß gut gehen, wenn er dieses Fieber übersteht,“ sagte der Mann. „Jedenfalls ist für morgen und für viele Wochen die angedrohte peinliche Proceedur unmöglich. Laßt ihn in den Kapitelsaal tragen und in ein ordentliches Bett legen.“

John mußte nun in seine Zelle zurück und erfuhr, da er nach zwei Tagen nach Manchester abgeführt wurde, nichts weiteres über das Befinden seines Großvaters, als, derselbe sei zwar am Leben, aber immer noch ohne Besinnung.

Sir Richard schwebte noch mehr als eine Woche zwischen Leben und Tod; dann brach sich die Krankheit, aber es folgte keine eigentliche Genesung. Ein stumpfes, gefühlloses Briten trat an die Stelle der Fieberfaseri. Freunde verwendeten sich für ihn, und gegen hohe Bürgschaft gestatteten die Commissäre, daß man den alten Herrn nach Blainco-Hall bringe, in dessen friedlicher Umgebung sein zerütteter Verstand sich wohl noch einmal erholen dürfte. Allein schon über einen Monat weilte er nun in seinem Hause. Der Frühling war gekommen mit mildem Wetter und goldenem Sonnenscheine; die Vögel im Schloßgarten sangen ihre frohesten Lieder, und die Blumen in den Beeten entfalteten ihre Pracht, während rundum in dem schönen Thalgrunde Baum und Busch, Wiese und Wald das schmucke Sommerkleid anlegten, ohne daß der milde Friede der Landschaft oder die trauliche Gewohnheit des alten Hauses einen günstigen Eindruck auf das Gemüth des Greises ausübte. Wenn das Wetter es gestattete, führte ihn der alte Tom, der den Herrn in seinem selbstverschuldeten Unglücke nicht verlassen mochte, in eine blühende Laube auf der Terrasse; da saß er dann den lieben langen Tag auf der Bank, zeichnete mit seinem Stocke regellose Linien in den Sand, streifte auch wohl mit blödem Auge über Garten

und Thalgrund und schaute dann wieder stumpfsinnig vor sich hin, bis der Diener kam und ihn nach dem Hause zurückführte.

Während so der alte Worthington in stumpfem Wahnsinne hinsiechte, hatte dessen Enkel die Standhaftigkeit seines Glaubens in schweren Kämpfen zu bewähren. Nach jener Schreckensnacht, in welcher er an dem Krankenlager des Großvaters kniete, wurde er nochmals, aber nicht mehr in der öffentlichen Halle, vor die Commissäre geführt; man bestürmte ihn wiederholt, er solle wenigstens einmal die protestantische Predigt besuchen; doch alles war umsonst. So schickte man ihn nach Manchester, jedoch nicht in die öffentliche Strafanstalt. Der Bischof von Chester hatte nämlich gesagt: „Wenn wir ihn zu den anderen verstockten Papisten in das Gefängniß legen, so wird die Halsstarrigkeit des Bürschleins die alten Sünder in ihrem Aberglauben noch mehr befestigen.“ Die Commissäre änderten daher das Urtheil dahin ab, daß sie John dem Bischofe „zur Befehung“ überließen.

Chatterton gab den Knaben zunächst in die Hut eines eifrigen Anglikaners, der denselben in seinem Hause gefangen hielt und mit Liebe und Strenge zur Annahme des neuen Glaubens zu bewegen suchte. Härte und Schmeichelei bewiesen sich gleich fruchtlos. Man drohte ihm endlich mit der Strafe der Hochverrätther, dem Galgen, da er sich ja weigere, die Befehle der Königin zu vollziehen. John nahm die bloße Drohung ernst; allein statt sich schrecken zu lassen, jubelte er vielmehr ob der frohen Aussicht auf die Martyrkrone. Nach mehreren Wochen vergeblicher Proben wurde der Bischof ernstlich böse und übergab den Knaben einem wüthenden Puritaner, einem rohen Menschen, der sich angeboten hatte, dem papistischen Aberglauben auszutreiben. Gleich am ersten Morgen erschien der Mann mit einer geschmeidigen Haselruthe am Bette des Knaben und befahl ihm, sich augenblicklich anzukleiden und mit in die Predigt zu gehen. John weigerte sich, und zwanzig grausame Hiebe, die seinen Rücken mit blauen Striemen bedeckten, konnten ihm wohl Thränen und Klagen, aber

nicht den geforderten Gehorsam erpressen. So ging es nun die drei Schmerztage. Als diese Zeit vorüber war, fand man den Knaben in einem kläglichen Zustande, aber stark und freudig in seinem Glauben. Dieser Helbenmuth machte großes Aufsehen; viele Protestanten tadelten den Bischof heftig, und unserem Gewährsmann zufolge traten mehrere zur alten Kirche zurück, während manche wandende Katholiken in ihrem Glauben gestärkt wurden.

Der Bischof suchte den öffentlichen Tadel auf den Puritaner abzuwälzen und beschloß, auf anderem Wege den Willen des Knaben zu beugen; denn daß John zum Abfalle bewogen werde, war jetzt für Chatterton nothwendiger als zuvor. Er lebte damals mit seinem glänzenden Gefolge unweit Chorley, nördlich von Wigan, auf einem katholischen Edelstize, welcher dem Fiscus oder vielmehr, den Commisären, verfallen war, weil sein Besitzer die hohen Geldstrafen nicht mehr erschwingen konnte. Dahin ließ Chatterton den Knaben kommen und behandelte ihn fortan als seinen Ehrenpagen. John trug nun Sammet und Seide, aß an der reichen Tafel des Bischofs und wurde mit Aufmerksamkeiten aller Art überhäuft. Oftmals mußte er zur Laute singen; dann lobten die Gäste seine glockenhelle Stimme und bedauerten nur, daß der hübsche Knabe so halsstarrig am alten papistischen Unf festhalte. Doch Chatterton pflegte ihn zu entschuldigen: „Das kommt,“ sagte er wohl, „von der Erziehung, welche ihm durch seinen Oheim, den Messpfaffen, und seine Mutter, die Schwester des fanatischen Alten, zu Theil wurde. Nach und nach wird die römische Finsterniß dem neuen Lichte des Evangeliums weichen.“

In der That war die Versuchung in dem stattlichen Edelstize unter der lockern, nichts weniger als sittenstrengen Umgebung für John viel gefährlicher als das Gefängniß in Preston oder die rohe Behandlung in Manchester. Aber der Engel des Herrn wachte über der Unschuld des Knaben, daß kein Gifthauch die Lilien seiner Seele berührte. Auch wurde ihm mitunter der Trost, durch einen Diener des Bischofs heimlich ein Briefchen von seiner Mut-

ter zu erhalten. Diese Zeilen, die er wieder und wieder las und gleich einem Amulete auf seiner Brust trug, machten ihn alles vergessen und erfüllten ihn mit Muth und Kraft. Er wußte, daß seine Mutter für ihn sorge und daß er nur mehr eine kleine Weile zu warten habe, bis alles zur sicheren Flucht bereitet sei. Schon lange würde sie ihn den Händen seiner Versucher entrisen haben, hätte man nicht nach dem Gerichtstage von Preston auf Lady Worthington gefahndet und so sie gezwungen, sich mehrere Wochen verborgen zu halten. Jetzt durfte sie schon wieder etwas wagen; sie hatte sich mit katholischen Familien der Nachbarschaft in Verbindung gesetzt, und die Flucht war auf Sanct Barnabas (den 11. Juni) verabredet.

Allein es begab sich etwa zwei Wochen vor dem festgesetzten Tage ein Vorfall, der die Pläne der Mutter durchkreuzte. John saß eines Freitags wie gewöhnlich an der bischöflichen Tafel, auf der unzählige Gerichte von Fleisch und Fisch dampften. Der Knabe ließ sich mit einem Stücke Salm bedienen; da fiel es Chatterton, der sonst bei Tische außer seinem Teller und den Schüsseln selten etwas sah, plötzlich bei, der Knabe esse heute des Freitags wegen kein Fleisch. Sofort befahl er ihm, auch Fleisch zu genießen; allein John lehnte es dankend ab.

„Warum verschmäht du gute und gesunde Kost? Glaubst du vielleicht, es sei unerlaubt, heute Fleisch zu essen? Siehst du denn nicht, daß ich, dein Bischof, es auch thue?“ fragte Chatterton.

„O ja,“ antwortete der Knabe in seiner naiven, ungeschminkten Weise, „Euer Lordschafft essen immer, was Euch gerade vor die Augen kommt.“

Die ganze Tischgesellschaft lachte laut über diese Entgegnung; der Bischof aber fühlte sich an einer wunden Stelle berührt, gerieth in großen Zorn und jagte den Knaben aus dem Speisesaale. Dann genoß er in seinem Aerger so viel von dem Rostbraten, daß er sich ein ernstes Unwohlsein zuzog.

Als Chatterton krank zu Bette lag, ließ er sich in Gegenwart des Knaben und seiner Ge-

mahlin aus Foxens Buche von den „glorreichen protestantischen Martyrern“ vorlesen. Sein Weib Katharina schmähete über die Grausamkeit der „blutigen“ Königin Maria, während John die katholische Herrscherin in Schutz nahm und unumwunden zugab, wenn wiederum ein katholischer Fürst den englischen Thron bestiege, so müßte er den Gesetzen zufolge gerade so handeln.“

„Dann würde aber auch mein Herr und Ehemann zum Feuertode verurtheilt!“ schrie Chattertons Weib.

„Allerdings“, erwiderte John lakonisch.

„Mit nichten,“ tröstete der Bischof seine Frau. „Denn ich würde meinem Fürsten gehorchen und nie so widerspenstig und hartnäckig sein, wie es die Papisten gegenwärtig sind. Es wäre ja meine Pflicht, als guter Unterthan den Gesetzen zu gehorchen.“

„Dieser Gehorsam und diese scheinbare Befehrsung möchten Euch dann wohl vor dem Scheiterhaufen sicherstellen,“ entgegnete der Knabe mit einem mitleidigen Blicke auf den Kranken, — „aber niemals vor den ewigen Flammen der Hölle.“

Gewaltig regte diese erschütternde Wahrheit aus dem Munde der Unschuld den alten Sünder auf, so daß sich infolge dessen, wie ihm die Aerzte versicherten, sein Zustand bedeutend verschlimmerte. In seinem Zorne beschloß er nun, den unverbesserlichen Starrkopf nach seiner festen Burg Chester-Castle bringen zu lassen, und kündigte sofort dem Knaben sein Schicksal an. Drei Tage gab er ihm Bedenkzeit; wenn er sich bis dahin nicht zum Uebertritte zu der neuen Religion entschließen sollte, so würde er in den Gewölben jenes Schlosses Zeit und Muße finden, sich eines Besseren zu besinnen, und wenn auch das fruchtlos wäre, so konnte man ihn ja, sobald er das Alter von sechs- und sieben Jahren erreicht haben würde, zum Tode verurtheilen.

Gerade jetzt kam der Entschluß des Bischofs dem Knaben doch recht ungelegen. „Wenn ich einmal in dem festen Chester-Castle gefangen liege,“ sagte er sich, „so wird es meiner Mutter kaum mehr möglich sein, mir zur Flucht zu verhelfen.“ Er sann also auf eine Gele-

genheit, die Sache seiner Mutter mitzutheilen. Unbemerkt war es ihm gelungen, ein paar Zeilen auf einen Papierstreifen zu schreiben, und es glückte ihm auch, den Diener, der ihm schon einigemal heimlich Briefchen seiner Mutter gebracht hatte, allein zu treffen. Er beschwor ihn, seinen Zettel zu bestellen; allein der Bursche zuckte die Achseln und meinte, probiren wolle er es wohl, aber versprechen könne er gar nichts. Er habe die Briefe durch eine alte Bächttersfrau erhalten, deren Wohnung er nicht einmal kenne, und wisse gar nicht, ob Lady WORTHINGTON in der Nähe sei.

Das war für John nicht sehr ermutigend. Die drei Tage gingen vorüber, ohne daß er eine Nachricht von seiner Mutter erhielt, ja ohne daß er auch nur Gelegenheit fand, den Diener allein zu sprechen; er wußte mithin gar nicht, ob sie von seiner Lage unterrichtet sei. „Morgen also wirst du nach Chester-Castle geführt, wenn du dich nicht eines Besseren befindest,“ hatte ihm Chatterton nochmals angekündigt. Da war es dem armen Knaben doch recht hange zu Muthe, als er am Abende von seinem Dachstübchen aus auf den im Frühlings-schmucke prangenden Garten niederschaute. Er sah, wie über den Wipfeln des Parkes das Abendroth verglühete, und gedachte seiner Mutter und jenes Abendrothes, das er an ihrer Seite in Sankt-House am Abende des nächtlichen Ueberalles betrachtet hatte. Heftige Sehnsucht nach der Mutter erfaßte sein Herz; wenn er nur gewußt hätte, wo er sie treffen könnte, so würde er augenblicklich einen Fluchtversuch gemacht haben. So blieb ihm aber nichts übrig, als sein Schicksal seinem heiligen Engel zu empfehlen. „Und wenn du um deines Glaubens willen auch dieses Opfer bringen müßtest?“ fragte eine Stimme in seiner Brust, und mit Thränen im Auge antwortete der Knabe: „In Gottes Namen, ich würde es bringen.“

Daselbe Abendroth, das vor den Augen Johns verglühete, hatte soeben noch die Thürme von Blainsco-Hall vergoldet und den alten Diener gemahnt, daß es hohe Zeit sei, Sir Richard von der Terrasse nach seinem Zimmer zu führen. Der Greis kam ihm heute sehr ver-

ändert vor; sogar Speise und Trank, die er sonst mechanisch aus seiner Hand annahm, wies er zurück. „Es geht mit ihm zu Ende,“ sagte kopfschüttelnd Tom. „Wenn er nur eine lichte Stunde hätte und beichten könnte! Aber freilich, wo einen Priester finden, der nach Blainsco-Hall käme?“

Der Diener täuschte sich nicht; es ging in der That mit Sir Richard zu Ende, und wie es so oft mit Geisteskranken geschieht, erwachte auch er noch im Laufe der Nacht aus seinem bewusstlosen Zustande. Aber es war ein schreckliches Erwachen; die Zentnerlast auf seinem Gewissen trieb ihn beinahe in die Verzweiflung. Er rief nach seinem Diener und verlangte einen Priester. Tom schickte sofort einen zuverlässigen Boten an die katholischen Edelleute der

Umgegend; möglicherweise beherbergten sie einen der verfolgten Priester oder sie konnten dem Diener doch sagen, wo er einen solchen treffen werde. Inzwischen betete Tom seinem alten Herrn aus einem Andachtsbuche vor und suchte den Geist der Verzweiflung zu bannen, der sich des Sterbenden immer mehr zu bemächtigen drohte.

Nach unfählich hangen Stunden war die Nacht zu Ende. Der Morgen graute; im Osten stieg die Sonne auf und wandelte den zweiten Weg durch den blauen Frühlingshimmel zu den westlichen Hügeln, und wieder glühte das Abendroth — aber der Bote war noch nicht zurück, und ein Priester war noch nicht gekommen.

(Fortsetzung folgt.)

Maria hat in Lourdes die wunderbare Quelle entstehen lassen, durch deren Wasser unzählige Wunder gewirkt werden; sie hat so viele Wunder gethan, daß sie kaum zu zählen sind. In Lourdes ist ein Wald von Krücken, Botivtasteln und Weishegeschenken. Pius IX. hat mit Recht gesagt: „Gehet nach Lourdes; denn dort geschehen viele Wunder!“

Die Wunder Christi sind Thaten seiner Gottesmacht, Beweise seiner Messianischen Würde; sie sind Aeußerungen seiner göttlichen Allmacht, Kraftwirkungen des in ihm wohnenden Vaters und aus ihm sprechenden hl. Geistes. Die Wunder Christi sind Ausstrahlungen seines heiligen Erbarmens gegen die leidende Menschheit. Durch die Wunder beweist Christus seine Macht über die leblose und belebte Natur, über Leib und Seele der Menschen, über Noth und Tod, über die Dämonen der Hölle.

Maria ist eine wunderbare Mutter. Sie ist wunderbar an Gnaden, wunderbar an Tugenden und Verdiensten, wunderbar an Glaube

und Liebe, wunder an Macht und Größe. Alles an ihr ist wunderbar.

Christus, der nun zur Rechten Gottes sitzt, wirkt noch immer Wunder. Noch ist der Herr unter uns. An Noth fehlt es nicht auf Erden. Wie viele Kranke, Arme, Elende gibt es! Wer unter uns allen erfährt dies nicht? Aber der Herr ist nicht ferne, und sein Herz ist heute noch des Mitleids voll. Dazu fehlt es ihm auch an Gewalt.

Die Buße wird wie eine altmodische Lehre in diesen Tagen verachtet und doch ist Buße nothwendig zum ewigen Leben. Wenn hier ein Mann ist, der denkt, daß er durch einen Glauben mit trocknen Augen in den Himmel wird, der irrt sich. Wer nie über seine Sünde trauerte, der kommt nicht in den Himmel. Warum sind der Thränen unterm Mond so viel? Warum ist die Erde ein Thräenthal? Um der Sünde willen.

Maria ist die Hoffnung unseres Jahrhunderts, die Hoffnung der hl. Kirche, die Hoffnung auf bessere Zeiten.